Staatl. Bibliothek
Regensburg

~~III. 415.~~
Med. 829
SBR069026892069

Anleitung
zur
allgemeinen Krankenpflege.

Ein
Handbuch
für
Krankenwärter
und alle
welche um Kranke seyn müssen.

Von dem
Verf. „der Kunst gesunde Kinder zu haben.“

Eisenberg, 1809.
In der Schöne'schen Buchhandlung.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Anleitung

zur

allgemeinen Krankenpflege.

Vorbericht.

Es ist sehr oft das Loos der Aerzte, daß die zweckmäßigsten Verordnungen ihre berechnete Wirkung nicht hervorbringen, weil sie — nicht befolgt wurden. Bei den allermeisten Kranken ist die Wartung mangelhaft, schlecht und nachläßig, die Wärter und Wärterinnen sind unwissend,

die Anwesenden unvorsichtig, schonungslos.

Eine Anleitung, worinn auf die Pflichten der Personen, die um Kranke seyn sollen, aufmerksam gemacht wird, worinn die mancherlei Vortheile und Kenntnisse, die zur guten Krankenpflege gehören, kurz und doch verständlich gelehrt werden, ist Bedürfniß, und gewiß von vielen Aerzten schon oft gewünscht worden. Vielleicht ist daher auch dieser Versuch nicht unwillkommen und nicht ganz ohne Nutzen.

Oft scheint zwar darinn die Weitläuftigkeit in Kleinigkeiten zu weit getrieben, doch wen die Erfahrung gelehrt hat, daß gerade

in solchen Dingen, die nur scheinbar Kleinigkeiten sind, am meisten zum großen Nachtheile der Kranken, gefehlt wird, der wird die zuweilen gebrauchte Weitläuftigkeit, dem Wunsche, deutlich zu seyn, und die etwa vorkommenden Wiederholungen, dem Bestreben, auf manche Dinge doppelt aufmerksam zu machen, zu Gute halten.

Absichtlich ist dieser Versuch für den Mittelstand bestimmt, denn in diesem Stande muß der Kranke noch am meisten von schlechter Wartung leiden, und es herrschen in Rücksicht der Anwendung mancher Mittel hier noch die meisten Vorurtheile und die gröbste Unwissenheit, welche so oft den richtigen Gebrauch der Mittel erschweren, oder gar verhindern.

Die Reichen und Vornehmen finden schon ohnehin kostbarere Wärter und die sorgfältigste Wartung. Für sie erfindet man die künstlichen, theuern Betten in Stahlfedern, zu ihnen drängen sich gebildete Personen, um sie zu warten und zu pflegen, und noch dazu kommt der Arzt wenig von ihrer Seite. Diese sind also versorgt.

Möchte nur dieser Versuch dazu beitragen, die Leiden mancher Kranken zu mildern, so wäre die Absicht d. Verf. erreicht.

Dr. Gr.

Inhalt.

	Seite
Erste Abtheilung.	1
Der Krankenwärter.	
Einleitung.	
Erstes Kapitel.	3
Wichtigkeit einer guten Krankenwartung.	
Zweites Kapitel.	5
Ueber die Einrichtung der Krankenpflege, und die Wahl eines Krankenwärters.	
Drittes Kapitel.	9
Eigenschaftten und Pflichten eines guten Krankenwärters.	

1) Sitt-

Seite
1) Sittliche und religiöse Bildung.
2) Treue und Verschwiegenheit.
3) Standhaftigkeit.
4) Geduld.
5) Enthaltsamkeit,
6) Reinlichkeit,
7) Gelehrigkeit,
8) Beobachtungsgabe,
9) Stille und Bescheidenheit,
10) Lesen und Schreiben,
11) Gesundheit.

Viertes Kapitel. 22
Präservation.

Zweite Abtheilung. 27
Sorge für den Kranken, in Rücksicht der Anwendung der Arzneimittel.

Erstes Kapitel.
Innerlicher Gebrauch der Mittel.
der allgemeinen,
Flüssigen, Mixturen, Tropfen,
Pulver,
Pillen
Latwerge,
Tränke,
der örtlichen
Einhauchungen,

Gur-

Seite
Gurgeln, Einsprützungen in den Hals,
Einreibung in den Hals,
Zahnmittel,
Klystiere,
Stuhlzäpfchen.
Einsprützungen in die Gebärmutter
Tambons
— — in die Blase, Katheter,

Zweites Kapitel. 62

Aeußerlicher Gebrauch der Mittel,
Einreibungen, Friktionen,
Aufschläge,
Einwickelung des Körpers,
Pflaster,
Bäder, nasse
(das Uebergießen,)
(— Waschen)
das Dampfbad,
— Einstreuen der Mittel in des Bette,
Wachstaffent.

Drittte Abtheilung. 105

Abwartung und Verhalten des Kranken in Rücksicht der Lebensordnung.

Einleitung.
Wichtigkeit der Lebensordnung.

Er.

Seite

Erstes Kapitel.

Speisen und Getränke.

Verdauungsorgane,
Bedürfniß der Nahrungsmittel,
Regeln beim Genusse derselben,
Auswahl der Speisen,
Instinkt,
Unterschied der Nahrungsmittel. Zubereitung,
Getränke.

Zweites Kapitel. 188

Luft.

Ihr Einfluß auf das Leben,
Organe des Athemholens,
Verschiedene Zustände der Luft.
Regeln zur Erhaltung einer gesunden Luft im Krankenzimmer.
Licht.

Drittes Kapitel. 160

Krankenlager. Betten. Krankenstuhl.

Bettstellen. Standort derselben. Einrichtung.
Warmes oder kühles Lager. Reinlichkeit der Betten.
Transport aus einem Bette in das andere.

Bett=

Seite

Bettschüssel. Uringlas u. s. w.
Aufliegen.

Viertes Kapitel. 172
Schlaf.
Nothwendigkeit, Nutzen desselben. Mangel in Krankheiten. Verschiedenheit des Schlafes.
Schlaflosigkeit.
Das Erwachen.
Schlafzimmer.

Fünftes Kapitel. 184
Reinlichkeit. Wäsche und Kleidung.
Waschen. Kämmen. Wechsel der Wäsche. Andere Kleidungsstücke.

Sechstes Kapitel. 189
Bewegung.
Thätige und leidende Motion.
Regeln dabei.

Siebentes Kapitel. 194
Wartung der Sterbenden und Scheintodten.

Vierte Abtheilung. 199
Sorge für den Kranken in Rücksicht der Gemüthsstimmung.

Er=

Seite

Erstes Kapitel. 198

Inniger Zusammenhang der Seele mit den Körper.

Zweites Kapitel. 202

Verschiedene Zustände des Gemüths, und deren Wirkung auf den Körper.

Dritter Kapitel. 209

Regeln zur Erhaltung der für den Kranken vortheilhaften Gemüthsstimmung.

Erste Abtheilung.

Der Krankenwärter.

Einleitung.

Wohl den Kranken, die, wenn die Vorsehung ihnen einmal das Loos zugetheilt hat, auf dem Krankenbette liegen zu müssen, doch die Erleichterung genießen, eine gute Wartung und Pflege zu haben.

Es ist ein hartes Schicksal, krank, ausgestoßen aus der Reihe der nützlich Thätigen, abgesondert von dem Zirkel der Fröhlichen, mit der Krankheit im Kampfe um Gesundheit und Leben, von Schmerzen gepeinigt, oder von tödtlicher Mattigkeit niedergedrückt, auf dem Leiden- und Thränenlager zubringen zu müssen. Die Stunden dauern so lange, als wären es Tage; die Tage werden zu Wochen, die Wochen zu Jahren. Der Kranke seufzet am Tage nach dem Abend; die Nacht schleicht herbei, aber sie bringt für ihn keine Ruhe; der Tag erscheint wieder, aber dem Kranken bringt er nur Angst und Schmerzen. Morgen hofft er auf Besserung, aber er wird morgen noch so krank seyn, als er heute ist. —

Sollte man einem so hart geplagten, am Leibe und am Gemüthe geängstigten armen Menschen, nicht jede Erleichterung zu verschaffen suchen, die in seinem Zustande nur möglich ist? Erfordert es nicht die heiligste Menschenpflicht, dem Kranken, dessen Leben jetzt angegriffen ist, zu helfen, ihm seine Leiden zu lindern? Noch mehr, wenn uns besondere Pflichten, engere Banden der Freundschaft dazu auffordern? Wenn uns vollends Liebe zu dem Leidenden dazu drängt, wie gern übernähmen wir da die Leiden des Geliebten, wie gern erduldeten wir seine Schmerzen, wie gern wollten wir unser Leben opfern, um das seine zu retten! Das können wir nicht, aber helfen können wir, erleichtern, lindern, und so sey es uns immer heilige Pflicht, dieß zu thun, so viel nur in unsern Kräften steht. Und viel, recht viel kann man thun, wenn man nur will.

Hört es, Ihr alle, die ihr um Kranke seyd, lange oder kurze Zeit, Angehörige oder Fremde, hört es bei dem heiligen theuern Namen des Menschen, des Bruders, der Schwester, ihr sollet, es ist heilige Pflicht der Menschheit, ihr könnet, wie, das wollen wir näher betrachten, eure kranken Mitmenschen unterstützen, daß sie eher die feindseligen Angriffe der Krankheit aushalten. Ihr könnt ihre Schmerzen erleichtern, ihnen manche Leiden ersparen, ihre Besserung beschleunigen. O so wollt es doch auch! Ihr werdet an diesem Bewußtseyn Euch laben, wenn auch Euch die Krankheit auf das Lager wirft, habt Er-

Erbarmen mit dem armen Kranken, so werdet auch Ihr einst Erbarmen finden!

Erstes Kapitel.

Wichtigkeit einer guten Krankenwartung.

Um einen Kranken wieder herzustellen, ist es allerdings vorzüglich nöthig, daß ihn ein geschickter Arzt behandle: allein es gehört auch dazu, daß der Kranke selbst, daß die welche um ihn sind, das Nöthige beobachten, und daß alles was den Kranken umgiebt, seiner Heilung nicht hinderlich, sondern beförderlich sey.

Nur zu oft wird das Bestreben des Arztes durch Unfolgsamkeit des Kranken, durch Nachlässigkeit derer die um ihn sind, durch ihre Unwissenheit oder Vorurtheile, vereitelt. Was helfen die besten Arzeneien, wenn sie nicht ordentlich eingenommen werden, was nützen die zweckmäßigsten Anordnungen, wenn sie nicht befolgt werden? Was fruchtet die Vorschrift zu einer passenden Diät, wenn der Kranke sich von seiner Lüsternheit, oder von dem Zureden seiner Freunde hinreissen läßt; was hilft es, daß der Arzt auf den Körper und das Gemüth des Kranken vortheilhaft zu wirken sucht, wenn Andere diese Wirkung verhindern, oder wohl gar geradezu ihm schaden? Nur zu oft ist es das Loos der Kranken, daß sie nicht so viel von ihrer Krankheit, als von der Verkehrtheit oder der Nachlässigkeit de-

rer, die um sie sind, leiden müssen, daß ihre Besserung durch vernachlässigte Wartung und Pflege verspätet, ja oft ganz verhindert wurde; nur zu oft sieht der Arzt dadurch seine Bemühungen unnütz, seine Verordnungen fruchtlos werden. Wie verdrießlich, wie kränkend ist es für ihn, wenn er heilsame Wirkungen von der Arzenei hoffte, welche er bei seinem Besuche noch im Glase erblickt; wenn er den Kranken schlimmer findet, weil er ohne Erlaubniß des Arztes etwas Unschickliches gegessen hat; wenn er den Kranken, der zum Beispiel, stark ausdünsten sollte, zu leicht bekleidet, oder ausser Bette antrifft; wenn der Kranke, dessen Körper und Seele ruhen soll, von einer Gesellschaft umgeben ist, die ihn zum Anhören oft ärgerlicher Sachen, wohl gar zum Mitsprechen verleitet; wenn er erzürnt, erschreckt oder betrübt und gekränkt wird, da sein Gemüth heiter und ruhig seyn sollte! Wie lebhaft fühlt dann der Arzt, daß nicht von ihm allein die Wiederherstellung des Kranken abhängt, daß auch die Abwartung desselben so vielen Einfluß hat, und daß bei dem besten Willen des Arztes, durch die Schuld Anderer, so oft ein unglücklicher Ausgang herbeigeführt wird. Wenn aber der Arzt, der Kranke, und der Krankenwärter, jeder das Seinige thut, wenn alles, was den Kranken umgiebt, harmonisch zusammenwirkt, alles zu seinem Wohle angeordnet ist, dann wird auch alles besser gehen, es werden dem Kranken viele Leiden erspart, und wo Besserung möglich ist, wird sie

jedes-

jedesmal schneller herbeigeführt werden; wo sie nicht möglich ist, wird doch das Leben des Kranken, so lange menschliche Kunst es vermag, erhalten, der Stachel des Schmerzes abgestumpft, manche leiden- und quaalvolle Stunde abgekürzt, manches frohe Gefühl von Erleichterung und Aufheiterung verschaft werden können.

Zweites Kapitel.

Ueber die Einrichtung der Krankenpflege, und die Wahl eines Krankenwärters.

Der Krankenwärter oder die Wärterin, ist eine sehr wichtige Person für den Kranken. Sie hat das Geschäft über sich, alles was der Arzt zum Besten des Kranken verordnet, in Ausübung zu bringen, dem Kranken auf alle Art beizustehen, und zur Befriedigung seiner Bedürfnisse stets hülfreiche Hand zu leisten.

Es ist zwar gewöhnlich, daß bei Kranken sich Personen aus der Verwandschaft oder Freundschaft einstellen, jedes der Anwesenden ein Geschäft übernimmt, und dem Kranken zu dienen sich bestrebt. Dieß taugt aber in der Regel nichts; es entsteht Unordnung und oft Versäumniß und Nachtheil für den Kranken daraus. Besser ist es, eine Person allein übernimmt für eine gewisse Zeit die Wartung und Pflege des Kranken, und bleibt beständig um ihn. Der Arzt, so wie der

Pa-

Patient wissen dann bestimmt, an wen sie sich zu halten haben. Es können und müssen demohngeachtet immer mehrere Personen für den Kranken sorgen, und bestimmte Geschäfte übernehmen, die der Krankenwärter nicht allein besorgen kann. Bei vielen Kranken ist es auch nöthig, daß mehrere Personen zugleich mit ihrer Wartung beschäftigt sind, wenn z. B. die Kranken so schwach sind, daß sie aus dem Bette müssen gehoben und getragen werden, bei heftigen Krämpfen, bei heftigem Deliriren und bei Wahnsinnigen. Soll aber in dem Falle, daß mehrere Personen zur Krankenwartung zugleich da sind, Ordnung und Einstimmigkeit erhalten werden, so ist durchaus nöthig, daß immer doch eine Person die Leitung des ganzen Geschäfts übernimmt, welche nie von dem Krankenbette sich entfernen darf, und welche die andern anweist, was sie zu thun haben. Für den Kranken ist es am wohlthätigsten, wenn eine Person, welche durch Familien- oder Freundschaftsbande ihm nahe und theuer ist, diese Stelle der beständigen Führung seiner Pflege übernimmt, und noch eine andere, welcher sie die schwerern und gröbern Arbeiten aufträgt, zur Hülfe hat. Kann dieß nicht seyn, kann nur eine Person den Kranken warten, und muß dieß immer oder doch meistens eine Fremde seyn, so sehe man wenigstens darauf, daß es eine zur Krankenwartung geschickte und gebildete Person sey.

Wie viel auf den Krankenwärter ankommt, ist sehr leicht einzusehen. Soll der Kranke wieder ge-

gesund werden, so müssen die Verordnungen, welche der Arzt für nöthig hält, in Ausübung gebracht werden. Dieß kann der Arzt nicht thun, er kann nicht zugleich den Krankenwärter machen, wie es wohl Manche verlangen. Es ist also durchaus erforderlich, daß er sich darauf verlassen kann, daß seine Verordnungen befolgt werden.

Auch der Kranke muß sich auf seinen Wärter ganz verlassen, er muß das Vertrauen zu ihm haben können, daß er von ihm gut besorgt wird, daß jener alles was der Arzt befiehlt, treulich thut, und überhaupt in allen Stücken für das Wohl des Patienten mit dem besten Willen sorgt. Er ist Tag und Nacht um den Kranken, kann ihn beständig beobachten, und dem Arzte den vollständigsten Bericht abstatten. Er kann durch kluges, rechtschaffnes Benehmen vieles gut machen, durch unkluges, unvorsichtiges Verfahren vielen Schaden stiften. Der Krankenwärter und die Wärterin sind daher nöthige, wichtige und, wenn sie ihr Amt treu und redlich verwalten, sehr achtungswerthe Personen. Sie sollten also auch besser, als es gewöhnlich geschieht, behandelt und — belohnt werden. Freilich gehört viel zu einem vollkommenen Krankenwärter, und die gewöhnlich zu diesem Geschäfte angenommenen Personen, entsprechen so selten auch nur den billigsten Forderungen, daß man sich fürchten muß, Jemanden zur Krankenwartung anzunehmen. Woher kommt dieß? Man erwählt gewöhnlich Personen aus der niedrigsten Volksklasse, bei denen weder

der

der Verstand, noch das Herz gebildet, und dadurch aufgeklärt und veredelt ist. Bei den meisten von ihnen ist nur Eigennutz noch eine Triebfeder; sie werden nicht durch Pflicht, nicht durch Religion und Menschenliebe, sondern einzig und allein durch die Hoffnung von Geschenken und reichlicher Bezahlung aufgemuntert und beseelt, daher sie denn auch, so bald sie diese Aussicht nicht mehr haben, oder sobald ihr Diensteifer nicht öfters durch Befriedigung ihrer Habsucht mit Geschenken aufgeregt wird, weder Hand noch Fuß mehr gerne rühren, bald hier bald dort etwas vernachlässigen, bald den Kranken durch ein mürrisches Gesicht kränken, bald durch Unvorsichtigkeit erschrecken, bald durch Grobheit ärgern. Andere sind dabei schwazhaft, plaudern dem Kranken beständig die Ohren so voll, daß er nicht ruhen kann, bringen ihm wohl gar manches zu hören, was er jezt nicht hören soll; schwatzen aus der Krankenstube, und lassen sich von Klatschweibern, die nur immer am liebsten von den Splittern anderer Leute sprechen, damit man ihre Balken vergessen soll, ausfragen; vergrößern und verschlimmern alles, und schmieden Mährchen und Klätschereien zusammen. Andere sind abergläubisch, dumm und ungeschickt, können zu nichts gebraucht werden, und machen alles verkehrt, oder nur halb, was ihnen aufgetragen wurde.

Man sehe bei der Wahl einer Person zur Krankenwartung nicht auf Wohlfeilheit, sondern blos auf Güte; man suche gebildete, rechtschaf-

fene

sene Personen, die sich zu diesem Geschäfte schicken, und wo möglich schon ein wenig unterrichtet sind, behandle sie mit Achtung, Vertrauen und Dankbarkeit. Es sollten überall Schulen der Krankenwartung angelegt werden, worinnen rechtliche Leute, welche sich diesem Geschäfte widmen wollten, in allem was dazu gehört, unterrichtet, dann vom Arzte geprüft und mit einem Zeugnisse versehen werden könnten. Diese müßten von der Obrigkeit begünstigt, von Abgaben befreiet, von den Kranken vorzugsweise verlangt und so belohnt werden, daß sie ohne Sorgen leben könnten, und nicht aus Mangel und Noth, wenn sie gerade keine Krankenwartung hätten, wieder in Niedrigkeit und Verwilderung zurücksinken müßten.

Drittes Kapitel.

Eigenschaften und Pflichten eines guten Krankenwärters, und einer guten Krankenwärterin.

Ein guter Krankenwärter zu seyn, dazu gehört in der That viel, und mehr als man, ohne weiter darüber nachzudenken, glaubt. Zuvörderst ist zu bemerken, daß alle nachfolgenden Regeln, sowohl den Wärter als die Wärterin betreffen, und wenn auch nur Eins genannt ist, doch das Gesagte auf beides anzuwenden ist, und überhaupt immer die Person darunter verstanden wird, welche sich der Krankenwartung widmet.

Eine

Eine solche Person muß vor allen Dingen eine religiöse, moralischgute und menschenfreundliche Gesinnung, sie muß einen gewissen Grad von Bildung und Aufklärung haben. Sie muß wissen, was ist Pflicht des Menschen, des Christen, im Allgemeinen, was ist Berufspflicht, und zwar Pflicht eines Krankenwärters und einer Wärterin insbesondere; ferner muß sie auch den guten Willen haben, ihre Pflicht immer auszuüben, und dazu gehört Bildung des Herzens und Menschenfreundlichkeit. Eine Person, die bloß um des Geldes und um der Belohnung willen den Beruf einer Krankenwartung übernimmt, wird ihn nicht durchaus gut erfüllen. Denn es giebt Auftritte auszuhalten, Geschäfte zu verrichten, die mit keinem Gelde zu bezahlen sind, und das sanfte liebevolle Betragen, das eine solche Person stets gegen den Patienten beobachten soll, kann nur das beständige Eigenthum eines menschenfreundlichen gutgesinnten gegen den Leidenden mit Liebe und Mitleid erfüllten Menschen seyn. Wer von den Lehren der Religion nicht durchdrungen ist, wer für Berufspflicht und Berufstreue keinen Sinn hat, wessen Herz von Menschenliebe und Mitleiden für die armen Kranken nicht erfüllt ist, wem das schöne Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben, nicht der reizendste Lohn ist, wer nur Eigennutz und Habsucht zur Triebfeder seiner Handlungen macht, der bleibe weg vom Krankenbette, er taugt nicht zum Krankenwärter, er ist bloßer Tagelöhner, der

der die Kranken, die ihm anvertraut werden, als fremde Menschen ansieht, ihnen nichts thut, als wofür er bezahlt wird, ihnen blos gemiethete Hände, aber kein Herz voll Liebe und Mitleid darbringt.

2. Ein guter Krankenwärter muß auch treu und verschwiegen seyn. Er gehört von dem Augenblick an, da er zur Krankenwartung angenommen wird, in die Familie. Man kann nicht alles vor ihm geheim halten, was im Innern des häuslichen Zirkels vorgeht, man kann nicht alles vor ihm verschliessen, sondern man muß sich auf seine Treue und Verschwiegenheit verlassen. Er muß alles anhören können, und doch nie etwas ausschwatzen, nie gegen Andere auch nur ein Wort von dem, was er in der Krankenstube gehört und gesehen hat, sich verlauten lassen. Er muß mitten unter offenen Kasten, unter Geld und Kostbarkeiten, unter Sachen von großem oder geringem Werthe sitzen, ohne das geringste anzurühren. Alles, auch die Stecknadel, die nicht sein ist, muß ihm als fremdes Eigenthum wie anvertrautes Gut heilig seyn.

3. Er muß beherzt, fest und standhaft seyn. Es kommen der Auftritte so mancherlei, welche Muth und Besonnenheit fordern. Er darf nicht erschrecken wenn der Kranke in der Fieberhitze, oder im Wahnsinn irre redet, raset, oder davon springen will; auch selbst wenn heftige Krämpfe oder Zuckungen ihr fürchterliches Spiel treiben.

Er

Er darf auch keinen Ekel haben, er muß alles sehen, riechen und angreifen können, ohne Abscheu oder Furcht zu haben und zu äußern. Hier kommt freylich viel auf Gewohnheit, viel aber auch auf richtige Begriffe an. Der Ununterrichtete wendet mit Ekel den Blick von der stinkenden Materie, wie es der Unwissende nennet, ab, wenn der Arzt mit freudigem Gesichte den guten Eiter, als den köstlichsten heilenden Balsam, ansieht. Bei übeln Gerüchen, die z. B. von Ausleerungen entstehen müssen, fühlt derjenige, welcher es nicht gewohnt ist, nur den unangenehmen Eindruck auf die Sinne, der Arzt denkt zugleich dabei über die Ursachen und Folgen dieser Ausleerungen nach, und vergißt dabei entweder den sinnlichen Eindruck ganz, oder fühlt ihn doch weniger, und ohne Ekel. So muß auch der Krankenwärter sich nach und nach richtige Begriffe von Allem, was bei der Krankenwartung vorkommt, zu verschaffen suchen, alle Vorurtheile ablegen, seine Sinnlichkeit gleichsam abhärten, und an unangenehme Eindrücke gewöhnen.

4. Eine sehr nöthige Tugend für den guten Krankenwärter, ist Geduld. Der Wärter ist bloß und allein für den Kranken da; ihm aufzuwarten und alles zu thun, was er nur verlangt, wenn es ihm nicht schädlich und den ärztlichen Verordnungen nicht zuwider ist, ist sein Beruf; folglich darf er nie ungeduldig werden, muß immer mit der nämlichen Freundlichkeit dem Kranken zu Gefallen leben, kein hartes Wort darf ihm entschlü-

schlüpfen. Der Kranke mag ihn zehnmal in einer Minute nach etwas schicken, mag sich bald links bald rechts wenden, bald hoch bald niedrig legen wollen, er mag verdrießlich und grämlich seyn, auffahren oder zanken, nie — nie darf der Krankenwärter seine Pflicht vergessen, immer muß er freundlich, dienstwillig und höflich bleiben. O eine schwere Kunst; der Mensch bleibt immer Mensch! Manche Kranken sind so übertrieben eigensinnig, plagen den Wärter so sehr, verlangen so viel, daß es ja wohl kein Wunder wäre, wenn bei diesem einmal die Ungeduld ausbräche. Aber dieß soll, dieß darf nicht seyn! Darum, wer ärgerlich, empfindlich, aufbrausend ist, taugt nicht zur Krankenwartung. Man prüfe und übe seine Geduld. Man denke sich doch an die Stelle des armen Kranken, der das größte irdische Gut entbehren, Schmerzen und Ungemach mancherlei Art ausstehen muß, man denke doch an Pflicht und Gewissen, und man wird menschenfreundlich gesinnt werden, dem Kranken willig dienen, ihm nichts übel nehmen, und sich keine Mühe verdriessen lassen.

5. Eine andere ebenfalls unentbehrliche Tugend des guten Krankenwärters ist Enthaltsamkeit. Hierunter verstehe ich überhaupt Mäßigkeit in Befriedigung aller Bedürfnisse und aller Forderungen der Sinnlichkeit. Zuvörderst Mässigkeit im Essen und Trinken. Der Krankenwärter darf kein Vielfraß seyn, denn ein voller Bauch macht faul und träge, wobei auch ein solcher Mensch sehr

sehr kostbar zu unterhalten ist; er darf kein Säufer seyn, denn was soll ein betrunkener Mensch beim Krankenbette? Er darf nicht naschhaft seyn, und dem Kranken, der vielleicht wohlschmeckende Säfte, als Himbeersaft, Kirschsaft und dergleichen, kleine Leckereien und kostbare Zubereitungen zur Erquickung und Stärkung bekommt, solche belecken und benaschen, wie solche unanständige Gewohnheiten manche Wärter und besonders Wärterinnen haben. Er muß alle solche Sachen stehen sehen, ohne lüstern darnach zu werden, und ohne sie anrühren oder kosten zu wollen.

Auch zur Mäßigkeit im Schlafen muß der Krankenwärter sich gewöhnen; er muß mit wenigem Schlaf auskommen können, muß immer munter seyn, bei Tage wie bei Nacht. Ein Stündchen Schlaf muß er mitnehmen, wenn es die Lage des Kranken erlaubt, und lieber nach etlichen schlaflosen Nächten sich eine Nacht ablösen lassen, um der Natur ihre Forderung zu bewilligen, als durch Schläfrigkeit den Kranken versäumen. So lange er den Kranken zu besorgen hat, muß er wachsam seyn, damit er ihn stets im Auge hat, und ihm jederzeit geschwind zu Diensten seyn kann. Man hat mehrere Beyspiele, daß Kranke in der Fieberphantasie während der Krankenwärter schlief, aufgesprungen, aus der Stube gelaufen, und sich theils so heftig erkältet haben, daß ihre Krankheit sehr verschlimmert wurde, theils aber wirklich ums Leben gebracht haben, in ein Wasser gesprungen, oder

zum

zum Fenster hinausgestürzt sind. Auch muß der Krankenwärter in der Regel sich des Tobackrauchens enthalten. Nur in besondern Fällen findet eine Ausnahme statt, wenn der Kranke es verlangt, den Tobacksrauch gewohnt, und, wenn die Stube groß genug ist, bei Personen, die den Rauch ohne Nachtheil vertragen können, deren Krankheit mit sehr üblem Geruche verbunden ist, im Sommer, wenn man die Fenster oder Thüren offen halten kann. Bei Personen die den Tobacksrauch nicht gewohnt sind und nicht gerne riechen, bei Frauenzimmern, bei Krankheiten mit Husten und andern Brustbeschwerden, in engen Zimmern muß es ganz unterbleiben. Wenn es aber auch Umstände erlauben, darf man doch niemals schlechten Toback rauchen.

6. Ein Krankenwärter muß in hohem Grade Reinlichkeit lieben. Die Krankheit bringt es oft mit sich, daß manche Unreinlichkeit nicht vermieden werden kann, und um so mehr muß dafür gesorgt werden, daß wenigstens da, wo es möglich ist, Reinlichkeit beobachtet wird. Es ist dieß schon um der Gesundheit willen nöthig, weil diese allemal bei der Unreinlichkeit leidet, dann auch deswegen, um Personen, die an Reinlichkeit gewöhnt sind, keinen Ekel zu verursachen, der als unangenehme Gemüthsbewegung den Kranken allemal schadet, um so mehr, da es in solchen Fällen auch nie ohne Verdruß und Aerger abgeht. Auch kann leicht eine schädliche Verwechselung vorgehen, oder der Kranke bekommt etwas Falsches,

sches, was ihm nachtheilig seyn kann, wo nicht die strengste Reinlichkeit beobachtet wird.

Es muß daher die Person, welche die Wartung des Kranken übernimmt, durchaus und in allen Stücken auf Reinlichkeit sehen, und zwar erstens an sich selbst. Ihre Kleidung muß reinlich seyn, ihre Wäsche muß oft gewechselt werden. Kein Schmutz darf zu sehen, kein übler Geruch zu bemerken seyn. Auch der Aermere könnte sich reinlicher halten, als gewöhnlich geschieht. Seine Kleidung, seine Wäsche, wenn auch grob, geflickt und unscheinbar, kann doch gewaschen, gelüftet, von den übelriechenden Ausdünstungen befreiet, und reinlich gehalten werden. Wasser und Luft sind ja frei, Asche zu ein wenig Lauge giebt es auch, und weiter braucht es im Grunde nichts, um gröbere Kleidung und Wäsche rein zu halten. Die Faulheit und Roheit der meisten Armen und selbst nicht ganz armer Personen der niedern Stände, sind Ursache, daß sie die Unreinlichkeit gewohnt werden, ihre eigenen übeln Ausdünstungen nicht mehr riechen, sich selbst und ihre Kinder mit Schmutze überziehen lassen, und dadurch alsdann reinlichen Menschen zum Ekel werden. — Ferner muß der Krankenwärter immer reine Hände haben. Oft muß er dem Kranken etwas darreichen, muß ihn anfassen, muß dessen Sachen angreifen, und hat vielleicht schmutzige Hände, hat vorher ein anderes unreinliches Geschäft verrichtet! Wie unschicklich ist dieß! Er muß sich die Mühe nicht verdrießen lassen, alle

Stun-

Stunden, ja noch öfterer, wenn es nöthig ist, seine Hände zu waschen. Auch in allen andern Dingen muß er immer an Reinlichkeit sich gewöhnen. Er beobachte nur die Vornehmern, gewöhne sich daran, wie diese es machen, und bleibe nicht bei den Gewohnheiten stehen, die unter den gemeinen Leuten in der schmutzigen Hütte herrschen. Er greife z. B. nicht das was der Kranke genießen soll, mit bloßen Händen an, er spucke nicht das ganze Zimmer voll, er greife nicht in Gegenwart des Kranken mit dem Finger in die Nase oder in den Mund, kurz gegen alle unanständigen, unreinlichen und Ekel erweckenden Gewohnheiten muß er in steter Aufmerksamkeit auf sich seyn, bis er sie ganz abgelegt hat.

Zweitens muß er auch in allem, was den Kranken selbst betrift, immer auf Reinlichkeit halten. Er muß dessen Wäsche und Bettzeug so oft es die Krankheit und die ökonomischen Umstände des Kranken erlauben, fleißig wechseln, den Kranken selbst waschen und reinigen, und in allen übrigen Stücken jede Unreinlichkeit, so viel als möglich ist, abzuwenden suchen. Z. B. der Nachttopf muß zwar immer in der Nähe seyn, aber leer und rein ausgewaschen; wenn er doch noch einen Geruch von sich giebt, wird ein wenig Weineßig hineingegossen. Mit dem Nachtstuhl muß es eben so gehalten werden. Der Spuknapf muß täglich ausgeleert, und mit reinem Sande angefüllt werden. Hat der Krankenwärter sich nur einmal an Reinlichkeit gewöhnt, so wird er schon

von selbst in allen vorkommenden Fällen, die man nicht voraus bestimmen kann, wissen, wie er sich benehmen soll.

7. Der Krankenwärter muß gelehrig und folgsam seyn. Was der Arzt anordnet, darauf muß er aufmerken, und darnach muß er genau sich richten. Er muß daher, so lange der Arzt gegenwärtig ist, sich nicht durch Nebengeschäfte zerstreuen, oder gar aus der Krankenstube entfernen, sondern er muß alles, was der Arzt sagt, genau mit anhören. Er darf nichts an dessen Verordnungen ändern, nichts nach seinem Gutdünken allein anstellen, um alles muß er erst den Arzt befragen. Wer sich nicht gut behelfen und nichts begreifen kann, oder wer hartnäckig ist, und alles besser wissen will, der Dumme und der Klügling, beide sind zur Krankenwartung untauglich. Hier muß alles genau und pünktlich zugehen; das kleinste Versehen kann den größten Schaden verursachen. Zudem ist auch die Krankenstube nicht der Ort des Zankens und Disputirens, hier hat blos der Arzt anzuordnen, der Krankenwärter zu folgen, und, was jener für nützlich hält, hat dieser in Ausübung zu bringen. Der Arzt muß, im Falle er unzufrieden mit dem Wärter ist, das Recht haben, ihn fortzuschicken.

8. Der Krankenwärter muß seinen Kranken beständig beobachten, wie er sich befindet, was für Zufälle eintreten, was auf die Arzeneimittel für Wirkungen sich zeigen. Wenn alsdann der Arzt wieder kommt, muß er ihm dieß alles

alles treu und aufrichtig erzählen, und auf alle deshalb gethanenen Fragen antworten können. Der Arzt kann sich alsdann auf den Krankenwärter verlassen, er weiß, an wen er sich zu halten hat, und ist versichert, eine umständliche und zuverlässige Krankengeschichte zu bekommen.

9. Der Krankenwärter darf nicht geschwätzig seyn. Er muß stundenlang sitzen können, ohne mehr als gerade nöthig ist, zu reden. Manche Kranke liegen gerne stille und ruhig, auch ist ihnen die Ruhe nöthig; wie unschicklich und nachtheilig ist es nun, wenn der Wärter ein Schwätzer ist, der dem Kranken beständig die Ohren voll plaudert! Der Krankenwärter muß durchaus still und bescheiden seyn; wenn er gefragt wird, kurz, höflich und bestimmt antworten; er muß reden, was nöthig ist und zur Sache gehört, und dann wieder schweigen. Das viele Plaudern ist dem Kranken lästig, es stöhrt ihn in seiner Ruhe, bringt ihm oft verdrießliche Nachrichten zu Ohren, oder erweckt Neben-Ideen, die ihm unangenehm sind. Auch liegt schon eine große Unbescheidenheit darin, wenn der Krankenwärter dem Kranken und den übrigen Anwesenden zumuthet, seine oft langweiligen Erzählungen mit anzuhören.

Auch muß der Krankenwärter darin bescheiden seyn, daß er nicht neugierig ist, und sich nicht in die Geheimnisse seines Kranken einzudringen sucht. Es ist eine äußerst widrige Eigenschaft mancher Personen, daß sie so zudringlich sind. Durch das Eindringen in die Geheimnisse Andere-

rer suchen sie theils sich nothwendig zu machen, theils ihre Neugierde zu befriedigen. Sie schwatzen so lange um den Kranken herum, bis sie ein Wort von ihm haben, das ihnen Veranlassung giebt, weiter zu fragen und zu forschen; sie bringen Nachrichten, die man nicht verlangt, werfen sich zu unberufenen Mittelspersonen auf, suchen wohl gar, wenn sie unbemerkt sind, in den Papieren des Kranken herum, geben ihm auch zuweilen durch einzelne Worte zu verstehen, daß sie wohl mehr wissen, als er glaube. Dergleichen Menschen sind äußerst lästig und unleidlich, sie taugen zur Krankenwartung gar nicht, und wer einmal als eine schwatzhafte, neugierige, zudringliche Person bekannt ist, darf nicht als Wärter oder Wärterin angestellt werden, denn solche Personen sind unverbesserlich, und schaden dem Kranken mehr, als sie ihm nützen. Besonders häufig findet man die Krankenwärterinnen mit diesen übeln Eigenschaften begabt, und sie müssen desto ernstlicher an sich arbeiten, diese Fehler abzulegen. Die Neigung, viel zu reden, ist dem weiblichen Geschlechte natürlich, und, wenn sie nur vom Verstande geleitet wird, an sich zwar kein Fehler, sondern eine wohlthätige, zweckmäßige Einrichtung der Natur: bei der Krankenwärterin aber muß sie ganz beherrscht, und dem Zwecke ihres Amtes ganz untergeordnet werden. Eben so ist Neugierde in gewissem Grade unschuldig und unschädlich, aber für eine Krankenwärterin doch in jedem Grade unzuläßig. Ganz ohne Entschul-

digung hingegen sind Unbescheidenheit und Zudringlichkeit; sie machen jeden Menschen verhaßt, und verwandeln die Krankenwärterin in einen bösen Geist, dessen Peinigung der arme Kranke nicht entfliehen kann.

10. Ueberhaupt wird es ein großer Vortheil seyn, wenn der Krankenwärter etwas gebildet ist: eine solche Person hat manche gute Eigenschaften, die man bei andern nicht findet. Nöthig ist es, daß er Geschriebenes lesen kann, damit er die Verordnungen auf den Zetteln an den Medizingläsern selbst lesen, und sich darnach richten kann. Kann er fertig und gut das Gedruckte lesen, so wird er in langwierigen Krankheiten seinem Kranken manche Stunde durch vorlesen versüßen können. Kann er schreiben, so kann er bei sehr wichtigen Krankheiten das Befinden des Kranken von einer Stunde zur andern auf einem Zettel bemerken, und wenn der Wohnort des Arztes entfernt ist, diesem seine Berichte zuschicken.

11. Ein sehr nothwendiges Erforderniß ist auch ein gesunder und fester Körper. Zärtliche und schwächliche Personen sind nicht fähig, andere zu warten und zu pflegen, sie bedürfen selbst der Wartung. Wer nicht gesund ist, kann auch die mancherlei Strapazen, das Wachen, das Heben der Kranken, und so manche Arbeit, die mit Anstrengung verbunden ist, nicht übernehmen, ohne selbst endlich zu unterliegen. Es gehört durch-

durchaus eine dauerhafte gute Natur dazu, die etwas aushalten kann.

Viertes Kapitel.

Präservation.

Da solche Personen, welche beständig in der Stube um den Kranken herum sind, und immer in seiner Ausdünstung leben, befürchten können, selbst krank zu werden, so ist es hier der Ort, einige Worte darüber zu sagen.

1. Gegen die schädlichen Folgen, welche das beständige Stubensitzen, und der Aufenthalt in den Ausdünstungen des Kranken überhaupt haben könnten, muß Reinlichkeit, öftere Erfrischung der Luft, und Räuchern angewendet werden.

2) Wirklich ansteckend sind nur wenige Krankheiten. Unter diesen einige, deren Ausdünstung, die sich in der Luft um den Kranken herum verbreitet, schon die nämliche Krankheit hervorbringt, als die Blattern, Masern, das Scharlachfieber, das gelbe Fieber, das Faulfieber, wenn es einen hohen Grad erreicht hat. Andere, welche nur dann anstecken, wenn das Krankheitsgift das sich nicht der Luft mittheilt, unmittelbar an den Körper kommt, und zwar an eine Stelle, wo die äußere Haut weg, oder sehr dünne ist. Solche Krankheitsgifte entwickeln vorzüglich die Kuhpocken, manche andere Ausschläge, manche Geschwüre auf den Köpfen der Kinder, die Krätze, die venerische Krankheit in dem Eiter oder der dün-

nen Flüßigkeit, die in den Geschwüren ist, der Tripper und der bösartige weisse Fluß, die geschwürige Lungensucht in dem Schweiße und in dem Athem, die Hundswuth in dem Speichel. —

Viele Krankheiten, die zu einer Zeit allgemein herrschen, sind deswegen nicht kontagiös, sondern epidemisch. Es sind nämlich Ursachen vorhanden, die auf alle oder doch die meisten Menschen wirken, und daher auch viele zu gleicher Zeit krank machen; zum Beispiel, wenn die Luft mit schädlichen Dünsten vermischt ist, wenn die Witterung zu kalt, zu heiß, oder schnell abwechselnd, bald gelinde und feucht, bald kalt und trocken ist, wenn es an gesunden Nahrungsmitteln fehlt, wenn allgemein üble Gemüthsstimmungen herrschen. Solche epidemische Krankheiten z. B. Katarrhe, Seitenstechfieber, Nervenfieber, Ruhr, und andere mehr, stecken nicht an, sondern jeder Mensch, auf den solche Ursachen wirken, ist ihnen unterworfen. Doch ist es möglich, daß stetes Beisammenseyn mit solchen Kranken, Furcht, Schreck und Ekel, die Neigung zu der Krankheit vermehren, und den Ausbruch befördern können.

Um sich so viel als möglich gegen die Ansteckung zu sichern, muß man

1) die Luft durch öftern Wechsel reinigen, und die schädlichen von dem Kranken ausgedünsteten Stoffe in derselben durch Räucherungen unschädlich machen.

2) Die unmittelbare Berührung des Kranken, das Küssen desselben, das nahe Einathmen seines Hauches und seiner Ausdünstungen so viel als möglich vermeiden

3) Man muß hauptsächlich die Berührung derjenigen Materie, welche das Krankheitsgift vorzüglich enthält, an wunden, oder mit zarter Haut bedeckten Stellen des Körpers vermeiden.

4) Wenn man lange in der Nähe solcher Kranken, deren Ausdünstung oder Athem ansteckt, gewesen ist, muß man den Speichel nicht niederschlucken.

5) Man wasche recht oft diejenigen Stellen des Körpers, welche den Ausdünstungen der Kranken am meisten ausgesetzt sind, die Hände, das Gesicht, den Nacken. Am besten wird man thun, wenn man abwechselnd, einmal Wasser mit etwas Eßig, oder einigen Tropfen Salzsäure, und das andere mal sehr verdünnte Lauge oder Seifenwasser nimmt.

Auch den Mund reinige man öfters mit Eßig und Wasser.

6) Alle unangenehmen Gemüthsstimmungen, besonders Furcht, Ekel, Gram, Sorgen und Aerger, muß man so viel als möglich vermeiden. Sie schwächen den Körper, so daß er den Angriffen und Einflüssen der Krankheitsursachen nicht hinlänglich widerstehen kann, sie vermehren selbst die Neigung des Körpers zu solchen Krankheiten, und geben sehr oft den letz-

letzten Stoß, zum Ausbruch derselben. Daher kommt es, daß gerade solche Personen, die sich am meisten vor der Krankheit fürchten, am geschwindesten angesteckt werden, und daß oft Jemand, nachdem er einen solchen Kranken gesehen, sich recht geekelt und entsetzt hat, nach Hause geht, sich hinlegt, krank wird, und nicht selten auch stirbt. Beherzt und muthvoll muß man seyn, heitern und getrosten Gemüths, voll Vertrauen auf die Vorsehung, voll Gelassenheit und Hingebung in ihren Willen.

7) Man muß den Körper gegen diejenigen Krankheitsursachen schützen, die man in seiner Gewalt hat. Vorzüglich hüte man sich

1) vor Erkältung,

2) vor Unmäßigkeit im Essen und Trinken.

Sie sind die Ursachen von unzähligen Krankheiten, und geben nicht selten, eben so wie schädliche Gemüthsstimmungen, Gelegenheit zum Ausbruch der Herrschenden. — Mäßigkeit ist ein herrliches Schutzmittel.

8. Es ist rathsam, zu einer solchen Zeit, den Körper durch mäßigen Gebrauch reizender Mittel zu stärken, und dadurch in Stand zu setzen, dem Einfluß schädlicher Einwirkungen desto eher zu widerstehen. Ein Glas Wein, besonders von den säuerlichen, Rheinwein, guter Frankenwein, französische Weine, oder in Ermangelung des Weins, ein sparsamer und vorsichtiger Genuß des Brandweins, ist daher

her anzurathen. Auch ist es nicht ganz ohne Grund, wenn manche erfahrne Personen das Kauen von gewürzhaften Dingen, z. B. Wachholderbeeren, Ingwer, Kalmuswurzel, anrathen; theils wird der Speichel mehr hervorgelockt, und ausgespukt, theils wird durch den Eindruck, den diese Dinge auf das Nervensystem machen, derjenige, welchen die krankhaften Ausdünstungen verursachen, doch ein wenig geschwächt; auch wird durch die Erregung des Geschmackssinnes die Aufmerksamkeit von manchen andern unangenehmen Sinneseindrücken abgeleitet.

Zwei-

Zweite Abtheilung.

Sorge für die Kranken in Rücksicht auf Anwendung der Arzneimittel.

Erstes Kapitel.

Innerlicher Gebrauch der Mittel.

Um der Krankheit entgegen zu wirken, und die Gesundheit wieder herzustellen, bedürfen wir mancherlei Mittel, die wir mit dem kranken Körper in Verbindung bringen, und auf ihn wirken lassen. Die Anwendung dieser Mittel geschieht entweder auf innere Theile, und sie werden innerliche Arzeneimittel benennt; sollen diese auf den ganzen Körper wirken, so heissen sie innere allgemeine Mittel, sollen sie nur auf die Stelle des Körpers wirken, wo sie angebracht werden, so heissen sie innere örtliche Mittel; oder sie werden nur auf der äussern Haut angebracht, und äusserliche Arzeneimittel genannt; Auch diese sind wieder nach ihrem Zwecke verschieden, allgemeine, oder örtliche äussere Mittel.

tel. Im Grunde sind beide gleich wichtig für die Wiederherstellung des Kranken, doch fordert die Anwendung der innerlichen allgemeinen Mittel mehr Vorsicht, erstens weil die innern Theile des Körpers zärter, wichtiger und empfindlicher sind; zweitens, weil die Wegnahme der Arzeneimittel, wenn sie schädlich wirken, schwerer, ja meistens unmöglich ist.

Die Wirkung der Mittel ist verschieden: manche wirken stark und schnell, aber nicht lange anhaltend; andere wirken schwächer und langsamer, aber ihre Wirkung ist von längerer Dauer. Der Arzt muß daher nicht blos bestimmen, welche Mittel angewendet werden sollen, sondern er muß auch berechnen, wie viel auf jede Gabe kommt, wie oft diese soll gegeben werden. Dauert zum Beispiel, die Wirkung einer gewissen Gabe eine halbe Stunde lang, so ist sie nach Verlauf dieser halben Stunde vorbei, und es ist nun nichts mehr im Körper, was der Krankheit entgegen wirkt. Es muß also von neuem diese Portion Arzenei in den Körper, wenn die Krankheit nicht die Oberhand behalten soll, und daher muß alle halbe Stunden eingegeben werden. Wird dieß versäumt, und man wartet zu lange mit der frischen Gabe, so verschlimmert sich wieder, was die Arzenei gut machte, und es ist eben so, als wenn der Kranke nichts eingenommen hätte. Eine andere Medizin wirkt eine Stunde lang im Körper, und muß folglich alle Stunden wiederholt werden. Andere Mittel halten noch länger in

ihren

ihren Wirkungen an, und brauchen daher in zwei, drei und vier Stunden erst erneuert zu werden.

Es ist also von großer Wichtigkeit, daß die Arzeneimittel genau nach der Vorschrift des Arztes dem Kranken eingegeben werden. Der Krankenwärter darf nichts nach seinem Gutdünken verändern. Manche denken, das Einnehmen kommt gar zu oft, es plagt den Kranken; dieß ist ein albernes Vorurtheil. Die Krankheit plagt den Menschen, die Arzenei aber ist ihm zur Wohlthat. Wird sie aber nicht ordentlich, genau nach des Arztes Verordnung, eingegeben, so kann sie natürlich auch dem Kranken nicht das nützen und bewirken, was der Arzt von ihr erwartet, und in diesem Falle verursacht man allerdings dem Kranken mehr Plage und längeres Leiden mit dem Vorurtheil und der Nachläßigkeit.

Um die Anwendung jeder Medizin zu bestimmen, läßt der Arzt die Art des Gebrauchs dazu schreiben. An die Gläser, Büchsen und Schachteln werden Zettel befestigt, auf denen bemerkt ist, wie viel, wie oft, und auf welche Art, von der Arzenei soll angewendet werden. Diese Zettel dürfen daher nicht abgerissen, sondern müssen sorgfältig in Acht genommen werden. Jedes Arzeneigefäß, das auf dem Krankentische steht, muß seinen Zettel haben, damit keine Verwechselung entstehe. Immer müssen auch die innerlichen Arzeneimittel von den übrigen abgesondert seyn, denn weil die äussern Mittel meistens viel stärker sind, als die innerlichen, so könnte ein großes Unglück ent-

entstehen, wenn von einer äußerlichen Medizin, statt der innerlichen, eingegeben würde. Man lege ja nichts anders, was nicht zum Einnehmen bestimmt ist, oder keine Aufschrift hat, zu den Arzeneimitteln. Schon manchmal hat durch solche unverantwortliche Nachläßigkeit ein Kranker Gift statt Arzeneien bekommen. Auf den Zetteln ist bemerkt, wie viel jedesmal gegeben werden soll. Dieß befolge man genau. Ist ein gewöhnlicher Eßlöffel voll vorgeschrieben, so nehme man keinen zu kleinen Löffel dazu, mache auch den Löffel ordentlich voll, nicht etwa nur bis an oder ein wenig über die Hälfte. Ist ein halber Eßlöffel voll die bestimmte Gabe, so suche man genau die Hälfte nach der Quantität zu bestimmen. Gewöhnlich wird in diesem Falle zu wenig gegeben, weil man die untere spitz zugehende Hälfte des Löffels eben so groß rechnet, als die oben breitere, welche doch vielmehr in sich faßt. Ist ein Theelöffel oder Kaffeelöffel voll bestimmt, so nehme man nicht etwa ein so kleines Löffelchen, wie sie bei manchen Leuten, besonders auf dem Lande noch gewöhnlich sind, und in die nur wenige Tropfen gehen, sondern man nehme einen größern, der ein Quentchen oder 60 Tropfen Wasser in sich faßt, und gebe diesen auch ordentlich ganz oder halb voll, je nachdem es vorgeschrieben ist. Es ist ein Fehler, daß die Löffel zum gewöhnlichen Gebrauche, die in Ansehung der Größe so verschieden sind, ohne nähere Bestimmung auch zum Eingeben der Medizin gebraucht werden. Auf einen Eßlöffel

wird

wird zwar bei der Bestimmung der Gabe des Medikaments, ein Loth Flüßigkeit, und auf einen Thee- oder Kaffeelöffel ein Quentchen gerechnet; allein manche halten mehr, manche weniger. Am meisten abweichend sind die kleinern Löffel. Unter ihnen trift man welche an, die kaum den dritten Theil eines Quentchens, andere, die mehr als ein solches enthalten. Wie ist es nun möglich hier eine bestimmte Gabe zu verordnen, und darnach die Ausrechnung zu machen, wie viel der Kranke von der Medizin bekommt, und wie lange er daran hat? Wie ist es möglich, daß der Arzt sich auf die Wirkung seiner Mittel verlassen kann, da er nicht genau weiß, wie viel der Kranke davon jedesmal bekommt? Man sollte daher in unsern Zeiten durchaus keine andern Löffel zum Arzeneigebrauch nehmen, als die Medizin-Löffel von Porzellan. Diese haben ihr genau bestimmtes Maaß; die großen enthalten ein Loth, die kleinern ein Quentchen. Dabei haben sie den bedeutenden Vortheil, daß sie von keiner Arzenei angegriffen werden, wie doch in vielen Fällen bei den Löffeln von Metall geschieht. Von Säuren, selbst von Salzen laufen die silbernen Löffel an, wenn nur ein wenig darin zurückbleibt. Sind stärkere Säuren unter der Arzenei, so wird leicht vom Metall etwas aufgelöst. Aber auch ausserdem haben die metallenen, besonders die silbernen Löffel einen sehr unangenehmen Geschmack, wenn sie nicht reinlich gehalten werden.

Bei

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bei flüßigen Arzeneien in welchen macherlei Mittel zusammengemischt sind, sondern sich oft einige davon ab, schwimmen oben auf, oder setzen sich unten im Glase zu Boden. Diese muß man jedesmal unter einander schütteln, sonst bekommt der Kranke einmal zu wenig, das andere mal zu viel von einem beigemischten Mittel, und die letztern Gaben könnten durch ihre zu heftige Wirkung sehr viel schaden. Es wird daher auch gewöhnlich auf dem am Glase befindlichen Gebrauchszettel durch das Wort „wohlumgeschüttelt" angezeigt. Nur muß man sich nicht begnügen, wie es oft geschieht, das Glas einigemal leicht umzuschwenken, dann erst wieder hinzusetzen, den Löffel zu suchen, Wasser zu holen, und so viel Zeit hingehen zu lassen, bis sich die Medizin wieder von einander absondert. Alles muß bereit gesetzt werden, dann wird das Glas anhaltend und stark umgeschüttelt, und sogleich die vorgeschriebene Gabe ausgegossen und eingenommen.

Die Arzeneigläser müssen an einem nicht warmen Orte, weder am Ofen, noch so, daß die Sonne darauf scheinen kann, aufbewahrt werden, die Medizin geräth sonst, bei der mannichfaltigen Mischung ihrer Bestandtheile in Gährung, verdirbt, oder entwickelt Luft und zersprengt das Glas. Manche Arzeneien, die viel Geistiges bei sich halten, geistige Tropfen, die leicht ausdünsten, müssen sehr kühl stehen, und daher in ein Glas mit Wasser gestellt werden. Jedes

Glas

Glas muß fest zugestöpselt werden. Dabei greife man es nur in der Mitte nicht an, weil es da so dünne ist, daß es leicht zerbricht, sondern man fasse das Glas am Halse an, wo es so dick ist, daß man so stark als man nur will, drücken kann. Bei manchen Arzeneimitteln, die immer etwas Luft entwickeln, muß man jedoch von einer Zeit zur andern den Stöpsel lüften, um das Zerspringen der Gläser zu verhüten.

Solche Gläser, die blos Spiritus, besonders Naphta (oder Aether) enthalten, dürfen beim Eintröpfeln nicht zu nahe an das Licht gehalten werden, weil sich sonst die Arzenei entzündet. Gleiche Vorsicht muß beobachtet werden, wenn viel Salmiakspiritus unter der Arzenei ist, z. B. wie im sogenannten flüchtigen Liniment, und in vielen andern krampfstillenden Linimenten.

Wenn die Arzenei sehr sauer oder salzig ist, und in einem metallenen, es sey nun in einem zinnernen oder silbernen Löffel gegeben wird, so darf kein Rest in demselben stehen bleiben, sondern er muß jedesmal wieder rein ausgewaschen werden. Es lösen sich sonst von dem Metall einige Theile auf; im silbernen Löffel entsteht aus dem beigemischten Kupfer ein dem Grünspan ähnliches und im zinnernen, aus dem meistens mit dem Zinn verbundenen Blei, gleichfalls ein gefährliches Gift.

Wird die Gabe der Arzenei in Tropfen zugezählt, so ist diese in kleiner Quantität schon sehr wirksam, und man muß sich in Acht nehmen,

daß nicht mehr Tropfen, als vorgeschrieben sind, herauskommen. Man muß daher im Anfang behutsam seyn, und den Rand des Gläschens lieber ein wenig naß machen, damit nicht zu viel Tropfen auf einmal herausgegossen werden.

Ist die Vorschrift auf dem Zettel in Ansehung der Zahl der Tropfen unbestimmt, z. B. „10 bis 15,“ so fängt man mit der geringsten Zahl an, giebt jedesmal einen Tropfen mehr, bis man auf die höchste Zahl gekommen ist, wobei man stehen bleibt.

Sollen sehr geistige Tropfen, oder Naphta, mit einer andern Arzenei zugleich eingenommen werden, so wird diese zuerst in den Löffel gegossen, dann können jene dazu getröpfelt werden, und nun muß man das Ganze sogleich eingeben, damit von den flüchtigen Tropfen nicht zu viel verdünste. Auch wenn eine Arzenei gegeben wird, welche Luft im Magen entwickeln und dadurch wirken soll, z. B. ein sogenanntes Brausepulver, das für sich oder durch Zusatz von einer andern Medizin, Luft entwickelt, so muß man eilen, damit der Patient ohne Zeitverlust die Arzenei wie sie ausgegossen und zubereitet ist, auch sogleich einnimmt.

Wird die Medizin in der Form als Pulver gegeben, so muß man, wenn die Gabe zu einem Theelöffel voll vorgeschrieben ist, einen nicht zu kleinen, sondern ein Quentchen Flüßigkeit enthaltenden Löffel dazu nehmen. Ist eine Messer-

spitze

spitze voll des Pulvers vorgeschrieben, so wird darunter so viel verstanden, als man mit der Spitze eines gewöhnlichen Tischmessers, bis einen kleinen Queerfinger breit, fassen kann. Kommt jedoch viel auf eine genaue Bestimmung der Gabe an, so werden die einzelnen Portionen in Papierkapseln abgetheilt. Beim Einnehmen wird das Pulver mit ein wenig Wasser im Löffel oder in einer Tasse angerührt. Oft ist ein Bestandtheil schwerer, als die übrigen; daher es sich zu Boden setzt, und im Löffel zurückbleibt, wenn man nicht darauf achtet. Da dieß jedoch meistens der wirksamere Bestandtheil ist, so muß das Pulver, so bald es eingerührt wurde, gleich eingenommen werden, und wenn dennoch etwas Bodensatz zurückbleibt, muß man ihn mit Wasser so oft aufrühren, bis alles rein eingenommen ist.

In manchen Fällen kann es dem Arzte wichtig seyn, daß der Kranke das Pulver trocken nimmt. Dann darf man es auch nicht einrühren, sondern der Kranke muß es trocken einnehmen. Wenn jedoch nicht die Absicht ist, daß es im Halse eine Wirkung äussern soll, so kann man etwas Wasser nachtrinken, oder man kann es in Oblaten einwickeln und auf diese Art leicht einnehmen. Dazu schneidet man ein Stückchen Oblate, nach der Quantität des Pulvers zwei oder drei Queerfinger breit, und etwas weniges länger. Dieses befeuchtet man über und über, indem man es in ein großes Glas voll Wasser langsam eintaucht, und eben so wieder heraus zieht,

 als-

alsdann es am andern Ende anfaßt, und den trocken gebliebenen Theil auch noch ein wenig befeuchtet. Während daß man nun diese Oblate auf den Löffel ausbreitet, und die Gabe des Pulvers hineinlegt, wird jene so schlaff, daß man sie zusammenlegen, die Ränder durch gelindes Drücken vereinigen und das Pulver ganz einschließen kann. Nun gießt man nur noch so viel Wasser in den Löffel, daß die Oblate von neuem ein wenig befeuchtet wird, und giebt es dem Kranken sogleich zum Einnehmen. Dieser schiebt langsam den Bissen auf die Zunge, und so kann er ihn nun sehr leicht niederschlucken, selbst wenn er ein wenig groß wäre. Das übelschmeckendste und übelriechendste Pulver kann auf diese Art eingenommen werden, ohne daß der Kranke etwas davon schmeckt und riecht. Auch die Pillen und die Lattwergen können mittelst dieser Methode eingenommen werden.

Die Pillen enthalten meistens solche Arzenei-Mittel, welche ihres übeln Geschmacks wegen in keiner andern Form gern genommen werden. Man darf daher beim Einnehmen keine Pille zerbeissen und kauen, wenn man sich nicht unnöthigerweise einen sehr übeln, lange anhaltenden Geschmack machen will. Manche nehmen sie in gebackenen Pflaumen, oder in Pflaumenmus ein; allein es kann zuweilen der Fall seyn, daß dieses zur Krankheit oder zur Arzenei sich nicht schickt. Andere stecken sie in Rosinen, und dieß mag noch eher seyn. Es ist freylich der Natur

eini-

einigermassen zuwider, einen harten trockenen Körper unzerkaut niederzuschlucken, indem die Muskeln des Schlundes sich an jeder Stelle, wo ein Reitz auf sie wirkt, zusammenziehen, und nicht leicht etwas Hartes durchlassen. Vermehrt der Ekel diese Reizbarkeit der Schlundmuskel, so wird die Zusammenziehung noch stärker, und daher ist es manchen zumal von Natur mehr als gewöhnlich reitzbaren Personen wirklich unmöglich, Pillen hinunter zu schlucken. Diese Personen müssen sich ihre Portion in Oblate einwickeln, da es alsdenn besser geht.

Die Lattwergen werden in Büchsen verwahrt und Theelöffelweise gegeben. Hat man zinnerne oder silberne Löffel, so nehme man auch hierbei solche, die nicht zu klein sind; man lasse auch nicht etwa den Löffel darin stecken, sondern reinige ihn nach jedesmaligem Einnehmen, und binde auch die Büchse wieder zu. Auch die Lattwerge, wenn sie nur nicht zu dünne ist, kann in Oblate eingenommen werden.

Wird ein Trank zu trinken verordnet, so muß genau beobachtet werden, ob er als Unterstützung der jedesmal genommenen Medizin gleich drauf soll getrunken, oder ob er für sich allein, in der Zwischenzeit soll genommen werden. Der Thee, welcher die Ausdünstung befördern soll, wird gewöhnlich gleich nach der Arzenei getrunken, und muß warm seyn. Andere Tränke, können kalt genommen werden, wenn der Arzt nicht ausdrücklich das Gegentheil verordnet hat.

Wenn

Wenn blos die Kräuter und Wurzeln zum Tranke gegeben werden, so daß er im Hause des Kranken selbst gekocht werden soll, so halte man sich genau an die Verordnung, ob man den Trank kochen, oder nur abbrühen soll. Bestehet der Trank aus riechenden, gewürzhaften Kräutern, Blüthen und Wurzeln, z. B. aus Kräutern zum Thee, Hollunderblüthen, Chamillen, Melisse, Pfeffermünze, Wohlverlei, Anis, Kümmel, und dergleichen mehr, so muß man die vorgeschriebene Menge Wassers kochend darauf giessen, den Topf mit einem gut passenden Deckel fest verschließen, und in ganz gelinder Wärme, stehen lassen. Wollte man solche Kräuter und Blüthen kochen, so würden die meisten wirksamen Theile mit den Wasserdämpfen davon fliegen. Auch das Süßholz darf nicht gekocht, sondern nur abgebrüht werden, sonst bekommt der Trank einen widrigen bitterlichen Geschmack.

Andere Tränke hingegen, die sogenannten Holztränke, die nicht riechenden Spezies, oder solche, die einen Schleim hergeben sollen, müssen stark gekocht werden. Das isländische Moos, z. B. muß mit vielem Wasser angesetzt werden, etwa zwei Kannen auf 4 Loth Moos, dann wird es so stark etwa bis unter die Hälfte, eingekocht, daß das hernach durchgeseihete und kühl gewordene, dick wie Gallerte ist. — Nach dem Kochen wird jeder Trank ruhig hingesetzt, und wenn er sich abgeklärt hat, abgegossen, oder durchgeseihet. Auf jede Gabe wird gewöhnlich eine Tasse

ge-

gerechnet, doch wenn es als Thee soll getrunken werden, kann der Kranke auch einige Tassen nehmen.

Werden zweierlei Medikamente zum abwechselnden Gebrauche verordnet, so wird jedes nach seiner Vorschrift gegeben, ohne sich durch das andere stören zu lassen. Doch muß man es so einrichten, daß ein gleichförmiger Zeitraum zwischen jedem gelassen wird. Es sind zum Beispiel zwei Gläser verordnet worden, jedes mit der Vorschrift, „alle zwei Stunden einen Eßlöffel voll zu geben." So darf also nicht überhaupt nur alle zwei Stunden eingegeben werden, so daß jedes Glas nur alle vier Stunden einmal an die Reihe käme, sondern man muß alle Stunden Arzenei geben, zur einen Stunde aus dem einen, zur andern Stunde aus dem andern Glase; auf diese Weise kommt jedes Glas alle zwei Stunden einmal dran, wie es nach der Verordnung die Meinung des Arztes war, und zwischen jedesmaligem Einnehmen ist immer ein gleichförmiger Zeitraum, nämlich eine Stunde. Wäre zweierlei Medizin verordnet, mit der Vorschrift, von jeder alle 3 Stunden einmal zu nehmen, so giebt man dem Kranken alle anderthalb Stunden einmal ein. Sind zwei verschiedene Arzeneien zu ungleicher Zeit verordnet, so muß man es doch so einrichten, daß sie nicht zusammen auf eine und dieselbe Stunde fallen. Ist z. B. die Eine alle drei, die Andere alle zwei Stunden zu nehmen verordnet, so kann es nicht vermieden werden,

daß

daß sie zuweilen beide auf eine Stunde fallen, wenn man nicht mit der einen Arzenei eine halbe Stunde vorrückt, so daß man mit der ersten z. B. um 6 Uhr anfängt, die andere dann um halb acht giebt, und nun so mit jeder nach ihrer bestimmten Ordnung fortfährt.

Wird ein Medikament mit der Verordnung übergeben, den Tag über 3mal, oder 4mal u. s. w. davon zu nehmen, so theilt man es so ein, daß ungefähr ein gleicher Zeitraum zwischen jeder Gabe ist, so daß z. B. früh, kurz vor Mittag und gegen Abend, oder früh, vor dem Mittag, Nachmittags und beim Schlafengehen einmal eingenommen wird. Kann der Kranke essen, so gebe man die Arzenei nicht gleich auf das Essen, sondern etwa eine Stunde darnach.

Wird vom Arzt ein Brechmittel verordnet, so muß sich der Kranke folgendermassen dabei verhalten: vorher kann er etwas trinken, z. B. eine Tasse Thee, auf die Gabe von dem Brechmittel trinkt er jedoch nicht gleich, sondern wenn es anfängt zu wirken, und Uebelkeiten sich einstellen, trinkt er wieder etliche Tassen Thee, oder lauwarmes Wasser, nimmt alsdann, wenn das Brechen sich noch nicht einstellt, nach einer halben Stunde noch eine Gabe von der Arzenei. Kommt aber nun das Brechen, so trinkt er nach demselben wieder, und nimmt, wenn er noch mehr brechen soll, wieder von neuem ein, so viel des Arztes Verordnung vorschreibt. Nach hinlänglichem Brechen sucht er einige Zeit auszuruhen,

hen, um sich zu erholen, nimmt dann ein wenig Wein, oder einige Tassen Fleischbrühe zu sich.

Diejenigen Arzeneien, die nicht im ganzen Körper, sondern zunächst und hauptsächlich nur an der Stelle, wo sie angebracht werden, wirken sollen, werden gewöhnlich örtliche Mittel genannt. Sie sind theils innere, theils äussere, nämlich, sie werden theils auf innere Theile angewendet, theils nur auf äussere. Sie erfordern zwar alle ebenfalls die gehörige Vorsicht, nur die innern noch mehr, als die äussern.

Innere örtliche Mittel sind:

1) Einhauchungen (Inhalationen). Der Arzt sucht wirksame Theile von der Medizin in Dampfgestalt in die Höhle des Mundes, in den Hals, selbst in die Luftröhre und die Lungen unmittelbar zu bringen. Die dazu gehörigen Arzeneien werden mit Wasser gekocht und in einem Topf über Kohlen gesetzt. Man bedeckt nun den Topf mit einem blechernen Trichter, und athmet den aus ihm ausströmenden Dampf ein, indem man bei jedem Einathmen den Mund über die Mündung des Trichters hält. Der Kranke muß sich hierbei in Acht nehmen, daß er den Trichter der sehr heiß wird, nicht mit dem Mund berührt, und daß selbst die Dämpfe nicht zu heiß in die Lungen kommen. Er muß deshalb zuweilen absetzen, muß in etwas größerer Entfernung von der Mündung des Trichters den durch die Luft schon abgekühlten Dampf einathmen. Auch auf folgende Weise kann das Einziehen der Dämpfe be-

bewirkt werden: der Kranke hält das Gesicht über den Topf, und läßt sich über den Kopf herum ein Tuch hängen, so daß der Dampf sich unter demselben ansammelt, wobei der Kranke jedoch den Mund weit geöffnet halten muß.

Will man sich das Einathmen bequemer machen, so kann man dazu eine gut verlötete, wasserhaltende, blecherne Büchse, etwa von dem Gehalte eines Nösels, machen lassen, deren genau passender Deckel pyramidal, wie das Dach eines runden Thürmchens, zulaufen und sich in eine gerad aufsteigende Röhre etwa einer Spanne lang endigen muß. Diese Röhre von etwa einem halben Zoll im Durchmesser, muß oben ein kurzes Knie haben, in welches das Knie einer andern Röhre gesteckt wird. Dieses muß zwar genau anpassend, aber doch beweglich seyn, daß man die auf diese Weise angesteckte Röhre nach Belieben bewegen kann. Ihre Länge kann eine Spanne oder mehr seyn, doch muß sie spitz zulaufen, so daß sie an ihrem Ende einen Achtelzoll im Durchmesser hat. Hier wird eine kleine hölzerne Röhre noch angesteckt, welche dem Kranken als Mundstück dient. Beim Gebrauch werden die Arzeneimittel nebst dem gehörigen kochenden Wasser in die Büchse gethan, diese wird auf eine Lampe oder Kohlenpfanne gesetzt, und dann dreht sich der Einathmende die bewegliche Röhre nach seiner Bequemlichkeit. Nur ziehe er nicht zu stark den Dampf ein, denn dieser wird, zumal wenn die Mischung kocht, sehr heiß. Am besten kann man das Ausdam-

dampfen veranstalten, wenn man eine gewöhnliche Nachtlampe, mit einem Gestelle hat, auf welches man die Büchse setzt, und das Lämpchen, das drunter gestellt wird, so einrichten läßt, daß man drei Dochte zugleich anzünden, und, wenn die Mischung zu stark kocht, einen oder zwei wieder auslöschen kann. Auch könnte man die Büchse gleich an ein solches Lampengestell fest löten lassen.

Es kann Fälle geben, in denen der Kranke eine gewisse künstliche, durch besondere Mittel entwickelte Luft einathmen soll. Dazu nimmt man die verordnete Mischung, thut sie in eine töpferne oder porzellänene Schüssel, und nun athmet der Kranke die sich entwickelnde Luft ein, indem er den Kopf über die Schüssel hält. Diese Art ist freilich sehr unvollkommen, und man thut besser, wenn man einen Topf mit einem Trichter dazu nimmt, oder eine ähnliche Maschine, wie bei den Dämpfen, nur daß man dazu eine Büchse von gut verzinntem Bleche, von Thon oder Porzellan nehmen müßte.

Sollen geistige Dämpfe, Naphta, Weingeist, oder dergleichen eingeathmet werden, so nimmt man ein zartes, sehr kleines Schwämmchen, gießt die gehörige Quantität darauf, und steckt es in den Mund, so lange bis alles geistige eingeathmet ist. Alsdann wird es herausgenommen, ausgedrückt und gereinigt.

In manchen Fällen sollen gewürzhafte balsamische Dämpfe eingeathmet werden. Diese werden

den meistens durch starkes Kochen, einige jedoch auch durch Verbrennen entwickelt. Im letztern Falle nehme man ein kleines Kohlbecken mit so wenig Kohlen, als man nur eben braucht. Man streue die Mittel nach und nach drauf, damit nicht zu großer Qualm entsteht, und zu viel Dämpfe ungenützt verfliegen. Läßt man dazu eine auf oben erwähnte Art eingerichtete blecherne Büchse unten mit Luftlöchern versehen, so kann man Kohlen hineinthun, und sie auch zu dieser Art von Dämpfen gebrauchen.

Sollen die Dämpfe durch die Nase eingezogen werden, so braucht man ebenfalls entweder einen Trichter, über den man noch einen Aufsatz von Papier stecken kann, oder man nimmt die blecherne Büchse, und steckt ein noch dünneres Röhrchen an, mittelst dessen man den Dampf in das Nasenloch leiten kann, nur muß dabei der Mund und das andere Nasenloch verschlossen bleiben, oder man hält den mit einem weiten Tuche umhüllten Kopf über den Topf mit den kochenden Kräutern, und athmet bei verschloßenen Munde blos mit der Nase ein.

2) Zu den örtlichen Mitteln gehört das Gurgeln, wenn eine flüßige Arzenei blos im Munde und im Halse etwas bewirken soll, und nachher wieder ausgespieen wird. Die Gurgel-Arzeneien enthalten oft solche Mittel, welche heftige und nachtheilige Wirkungen hervorbringen würden, wenn sie in den Magen kämen, daher

der

der Kranke sich wohl in Acht nehmen muß, daß er nichts davon niederschluckt.

Bei dem Gebrauche muß die Mischung zum Gurgeln lauwarm seyn, wenn es nicht vom Arzte aus besondern Ursachen anders vorgeschrieben ist.

Das Gurgeln muß oft wiederholt werden, wenn es auch nicht besonders bestimmt ist. Da eine Entzündung im Munde und im Halse der gewöhnlichste Fall ist, in dem es angewendet wird, so muß der Kranke sich nur recht oft gurgeln, z. B. alle halbe Stunden, um im Anfange die beschwerliche Trockenheit, und das ängstliche Gefühl des Brennens im Halse zu mindern, und in der Periode der Besserung, um den in Menge sich absondernden Schleim, auch wohl Eiter, aus dem Hals und Munde auszuleeren. Wendet man das Gurgeln zu selten, nur alle 2—3 Stunden einmal an, so kann man auch keine beträchtliche Linderung davon erwarten.

3) Kann der Kranke aus Schwachheit, oder wegen zu starker Geschwulst sich nicht gurgeln, oder ist die Entzündung zu weit unten, wo das bloße Gurgeln die Flüßigkeit nicht hinbringen kann, so muß ihm die Arzenei eingesprützt werden, und da dieß ebenfalls oft geschehen muß, wenn es rechte Dienste leisten soll, so ist es am besten, wenn es die Person, welche die Krankenwartung übernommen hat, selbst verrichtet. Man nimmt dazu eine kleine sogenannte Wundsprütze, hält die Spitze davon in den durch ein leinenes Läppchen geseiheten Gurgeltrank, zieht den Stempel zurück,

und füllt sie auf diese Art. Dann läßt man von einem Gehülfen die Zunge des Kranken mit dem Stiele eines Löffels so tief niederdrücken, daß man die Mündung der Sprütze drauf legen, und den Strahl des Ausgesprützten bis an und hinter den Zapfen zu bringen hoffen kann. Alsdenn drückt man den Stempel hinein. Ist kein sehr heftiger Schmerz oder die erste Periode der Entzündung nicht mehr im Halse, so sprützt man etwas stark, damit durch die Gewalt des Strahls der oft fest sitzende Schleimüberzug im Munde losgespült wird. Das Eingesprützte wird vom Kranken sogleich wieder ausgespuckt, und hierauf noch einigemal das Einsprützen wiederholt. Enthält die Gurgelarzenei eine Säure, oder ein Salz, so muß die Sprütze, wenn sie von Metall ist, jedesmal nach dem Gebrauch inwendig gereinigt werden, damit sie davon nicht angegriffen wird.

Ist der Sitz der Krankheit nicht sowohl ganz hinten im Schlunde, als vielmehr vorn im Munde, auf der Zunge, oder in der Seite des Mundes, so muß man den Kranken die Gurgelmedizin eine Zeitlang im Munde behalten lassen, man muß ihn den Kopf auf diejenige Seite neigen lassen, auf welcher das Uebel sitzt, und beim Einsprützen muß man auch die Sprütze nach dieser Seite richten. Hat man ja keine gute Sprütze zur Hand, so kann man zur Noth einstweilen eine kleine Schweinsblase, woran ein Röhrchen gebunden wird, nehmen, bis man eine Sprütze bekommen kann. Diese muß genau gearbeitet, wenigstens einen

oder $\frac{3}{4}$ Zoll im Durchmesser weit, und mit einer kleinen Oeffnung versehen seyn, damit der Strahl desto mehr Stärke erhält. Der Stempel muß sanft und leicht gehen, und doch genau schließen.

4) Wird das Einreiben einer Salbe in den Mund verordnet, so muß der Krankenwärter, wenn ihm dieß Geschäft übergeben wird, vorher seine Hände recht rein waschen, genau an der vorgeschriebenen Stelle reiben, und der Kranke muß ja nichts davon niederschlucken. Eine kurze Zeit drauf kann er sich den Mund mit Milch ausspülen.

5) Bei dem Gebrauch der Zahnarzeneien, besonders solcher, die gegen die Zahnschmerzen gegeben werden, muß der Kranke ebenfalls sich hüten, etwas niederzuschlucken, indem es oft scharfe, oder betäubende Mittel sind. Die Zahnarzeneien werden entweder mit dem Finger an das Zahnfleisch gestrichen, inwendig und auswendig, oder wenn sie in einen hohlen Zahn sollen angebracht werden, macht man von Baumwolle ein Stöpselchen, welches ungefähr die Größe der Hohlung im Zahne hat, tröpfelt etwas von der Zahnarzenei drauf, und steckt es dann in die Höhle des Zahns.

6) Die Klystiere sind sehr wichtige Mittel. Sie werden zwar meistens als örtliche, aber nicht selten auch als allgemeine Mittel benutzt, ja sie sind als solche oft wichtiger und nützlicher, als diejenigen, welche durch den Mund in den Magen gebracht werden sollen, denn es kommen

men Fälle vor, wo der Kranke nicht schlucken kann, oder nicht will, da man blos durch äusserliche Mittel, und hauptsächlich durch Klystiere auf den Kranken wirken kann.

Das Klystier ist eine solche Arzenei, die man mittelst einer Sprütze in den Mastdarm und durch diesen in die übrigen dicken Därme bringt. Der Mastdarm ist nämlich als das Endstück der dicken Därme anzusehen, die sich von der rechten Seite, an dem rechten Darmbeine an, unter der Leber und dem Magen weg, an der linken Seite wieder herunter bis an das linke Darmbein schlägt, hier an der linken Seite des Beckens eine Krümmung bilden, und mit dem Mastdarme sich endigen. Rückwärts betrachtet, geht also der Mastdarm in die Krümmung über, von hier steigt der dicke Darm, der hier linker Grimmdarm genannt wird, auf der linken Seite des Unterleibes herauf, bis an den Magen, biegt sich hier um und geht unter dem Magen weg, bis an die Leber, dieß Stück nennt man den Queerdarm; an der Leber biegt er sich wieder um, und geht an der rechten Seite des Unterleibes bis an die rechte Hüfte, wo nun die sogenannten dünnen Därme anfangen. An dieser Stelle ist eine Art Klappe im dicken Darm, die, wie ein Ventil, alles aus den dünnen Därmen in die dicken, aber im gesunden Zustande nichts aus den dicken in die dünnen Därme zurück, durchgehen läßt. Die dicken Därme umgeben also alle dünnen Därme, sie haben alle Eingeweide und Organe des Unterleibes in

der

der Nachbarschaft und berühren sie meistens, als die Blase, (beim weiblichen Geschlechte auch die Gebärmutter,) die Nieren, die Milz, den Magen, die große Magendrüse, die Leber, die Gekrösdrüsen, und die unzähligen Ader- und Nervengeflechte. Sie selbst sind mit vielen Nerven versehen, und haben auch viele einsaugende Adern, die von den in ihnen befindlichen Flüssigkeiten einsaugen, worauf diese weiter, bis in das Blut, geleitet werden.

Die Klystiere können daher benutzt werden, als wichtiges örtliches Mittel, in den Krankheiten der dicken Därme selbst, und in den Krankheiten aller in ihrer Nachbarschaft liegenden Eingeweide, dann aber auch als allgemeines Mittel, indem die Nerven der dicken Därme und der Eingeweide des Unterleibes, so wie auch die vielen bedeutenden Nervengeflechte in der Nähe der Gedärme, die durch Arzeneimittel bewirkten Eindrücke weiter auf das ganze Nervensystem fortpflanzen, und die einsaugenden Aederchen auch etwas von diesen Arzeneien ins Blut überführen.

Man sieht hieraus und aus dem folgenden, wie ungegründet die Vorurtheile sind, die noch bei vielen Menschen über die Klystiere herrschen, und oft ihrem so wohlthätigen Gebrauch entgegenstehen. Nur der Unwissende kann sie theils als gefährliche, theils als unwirksame Mittel betrachten; auch sieht man hieraus, daß es unrichtig ist, wenn manche Menschen glauben, daß die Klystiere blos zur Ausleerung der Därme dienen

nen sollen. Bei Andern ist auch wohl eine falsche, hier aber sehr am unrechten Orte angebrachte Schamhaftigkeit, Ursache ihres Widerwillens dagegen.

Als örtliche Mittel wendet man die Klystiere an, 1) um die Ausleerung der dicken Därme zu befördern; in dieser Rücksicht sind sie ein sehr wohlthätiges Mittel bei hartnäckigen Verstopfungen, 2) um Krämpfe und Schmerzen der Gedärme sowohl, als der benachbarten Eingeweide im Unterleibe zu stillen, 3) um als erweichende Bähung für die dicken Därme sowohl, als für den ganzen Unterleib zu dienen, 4) um die Gedärme und die ihnen zunächst liegenden Organe zu stärken. 5) Als Ableitungsmittel, um von andern entfernteren Organen die Erregung der Lebensthätigkeit in etwas ab- und nach den Gedärmen zu locken. Als allgemeine Mittel, benutzt man sie gerade so, wie diejenigen, welche man durch den Mund in den Magen bringt, und man kann hierzu alle dieselben Mittel gebrauchen, nur daß man zu den Klystieren stärkere Portionen nehmen muß, weil die dicken Därme nicht so empfindlich sind, als der Magen, auch nicht so viel als die dünnen, dem Magen zunächst liegenden Gedärme, einsaugende Gefäße haben. Für gewöhnlich wendet man sie als allgemeine Mittel zur Beihülfe der übrigen an, um auf den ganzen Körper zu wirken, selbst auch, um ihn mit Nahrungsstoffen zu versehen.

Nach den verschiedenen Absichten, die man bei der Anwendung der Klystiere hat, sind natürlicherweise auch die Mittel verschieden. Oft werden diese vom Arzte selbst vorgeschrieben, z. B. in besondern wichtigen Fällen, oder wenn sie als allgemeine Mittel sollen angewendet werden; oft aber ist die Wahl derselben der Person, die den Kranken wartet, überlassen, wenn das Klystier als örtliches Mittel in leichten Fällen von Verstopfung, oder Krämpfen, Blähungen, und als erweichendes, besänftigendes Mittel soll gebraucht werden, und nur überhaupt vom Arzte verordnet worden ist, oder in geschwinden Fällen, wo nicht gleich ein Arzt zu Rathe gezogen werden kann. Der Arzt verschreibt entweder die Arzenei zum Klystiere ganz fertig, oder nur die Spezies dazu. Im letztern Falle müssen sie bei dem Kranken selbst gekocht werden. Man nimmt also dazu die vorgeschriebene Quantität, kocht oder brüht sie blos ab, nach dem der Arzt es verordnet hat, seihet sie durch ein leinenes Läppchen, damit nichts in die Sprütze mit hinein kommt, was deren Oeffnung verstopfen könnte, und läßt alsdann das Durchgeseihte lauwarm werden. Wie viel auf einmal soll eingesprützt werden, läßt sich nicht im Allgemeinen genau bestimmen; es richtet sich nach den Umständen, nach dem Zweck des Klystiers und nach dem Alter des Kranken. Das gewöhnliche Maaß ist bei Erwachsenen ungefähr zwei bis vier Obertassen voll, bei Kindern nur eine. Mehr nimmt man, wenn das Klystier ge-

schwinde Oeffnung verschaffen, und nicht lange im Darme bleiben soll, auch wenn man glaubt, daß der untere Theil desselben nicht sehr von Unreinigkeiten angefüllt ist; weniger nimmt man, wenn das Klystier länger bleiben soll, wenn die Därme angefüllt sind, und bei ganz kleinen Kindern.

Um sie anzuwenden, gebraucht man eine Sprütze, oder eine Blase. Die Sprütze muß mit einem Röhrchen versehen seyn, das vorn sehr glatt ist; der Stempel muß zwar sehr genau anschliessen, so daß keine Luft dazwischen kann, aber er muß doch so leicht und gleichförmig hin- und hergeschoben werden können, daß er mit mäßiger Anstrengung und ohne Stoßen kann eingedrückt werden. Eine Sprütze taugt nicht, wenn der Stempel nicht luftdicht anpaßt, denn man kann die einzusprützende Arzenei nicht in dieselbe hineinziehen, oder man zieht Luft mit in die Sprütze und bringt sie nachher auch mit in die Därme, oder die Flüssigkeit drängt sich beim Zurückdrücken des Stempels neben demselben weg, und die bestimmte Quantität kommt nicht in den Leib. Auch ist eine Sprütze unbrauchbar, so bald der Stempel so fest ist, daß er nur mit äusserster Anstrengung kann bewegt werden, oder wenn die innere Fläche der Sprütze uneben ist, wodurch die Bewegung des Stempels ungleich und stoßend wird, indem er bald zu schwer, bald zu leicht geht; durch eine solche stoßende Bewegung kann aber leicht der Mastdarm des Kranken verletzt werden. Die

Flüs-

Flüssigkeit darf nicht in die Sprütze oben hineingeschüttet werden, sonst bekommt der Kranke viel Luft mit in die Därme; sondern man drückt den Stempel ganz in die Sprütze hinein, hält nun das Röhrchen derselben in die Arzenei und zieht den Stempel so weit zurück, bis sie alle in die Sprütze hinaufgezogen ist, da man sogleich mit ziehen einhält. Statt einer Sprütze kann man auch eine starke Schweins- oder Rindsblase gebrauchen. Man schneidet die Oeffnung derselben so weit auf, daß man die einzusprützende Flüssigkeit bequem einschütten kann, bindet alsdann ein gewöhnliches Klystier-Röhrchen fest an die erweiterte Oeffnung der Blase, und drückt die Luft heraus, ehe man das Klystier einsprützt. Auch hier muß man darauf sehen, daß das Röhrchen vorne abgerundet und glatt sey. Besser ist es, wenn man sowohl für die Sprütze, als auch für die Blase elastische Röhrchen hat, besonders wäre es wegen der Kinder sehr zu wünschen, indem diese bei der Anwendung der Klystiere meistens sehr unruhig sind, wodurch sie leicht innerlich eine Verletzung erhalten können, wenn man mit den steifen Röhrchen sich nicht sehr wohl in Acht nimmt. Hat man aber ein biegsames Röhrchen, so können sie sich drehen und wenden, ohne Gefahr, indem dieses nachgiebt. Dergleichen biegsame Röhrchen werden jetzt von elastischem Harze gemacht, und sind nicht schwer zu bekommen.

Hat man die Flüssigkeit eingefaßt, so probirt man, ob sie lauwarm ist. Wenn man nämlich

lich die Sprütze oder Blase auf dem geschlossenen Auge halten kann, ohne daß sie für das Gefühl daselbst zu heiß ist, so kann man schließen, daß das Klystier auch den Därmen des Kranken nicht zu heiß seyn werde. Man sey hierin ja vorsichtig, damit man dem Kranken durch zu heiße Klystiere nicht mehr Schaden als Nutzen verursache. Es ist besser, wenn es etwas kühler, als zu warm ist, welches den Kranken Schmerz, Hitze, Unruhe, sogar Entzündung verursachen kann. Man bestreiche nun das Röhrchen mit Oel, lasse den Kranken auf den Bauch oder besser noch auf die rechte Seite legen, und stecke nun das Röhrchen langsam in den Mastdarm. Hierbei wende man viele Vorsicht an, um dem Kranken weder Schaden noch Schmerzen zu verursachen. Stockt es ein wenig, so wende man ja niemals Gewalt an, sondern drehe das Röhrchen hin und her, doch so, daß die Hauptrichtung desselben immer der Lage des Mastdarms gemäß, nämlich gerade aufwärts nach dem Rückgrat zu und alsdann etwas weniges nach der linken Seite hin, gehe. Die Ursache, daß das Röhrchen schwer eingeht, ist zuweilen in dem Schließ-Muskel des Mastdarms, welcher ihn am After wie ein fleischerner Ring umgiebt, mittelst welchem der Ausgang des Mastdarms verschlossen werden kann. Der Kranke verschließt ihn also theils willkührlich, aus Widerwillen gegen das Klystier; theils unwillkührlich, wenn das Klystierröhrchen den Muskel zu sehr reitzt, oder ein Krampf ihn zusammenzieht.

Den

Den Widerwillen des Kranken suche man zu beseitigen, den Reiz des Röhrchens mildere man durch Erwärmung desselben und starkes Bestreichen mit Oel, und bei vorhandenem Krampf dadurch, daß man erst Oel warm in den After einreibt.

Zuweilen stehen dem Röhrchen auch im Mastdarme noch Hindernisse entgegen; oft ist es Anfüllung des Darms mit Exkrementen, die man vermuthen kann, wenn der Kranke lange keine Ausleerung gehabt hat, und wenn das Röhrchen stockt, ohne daß der Kranke einen Schmerz dabei klagt. In diesem Falle befördere man erst die Ausleerung dadurch, daß man nur, so weit das Röhrchen reicht, etwas weniges vom Klystiere, und nach erfolgtem Abgang das übrige des Klystiers einsprützt. Bei Erwachsenen sind es zuweilen angeschwollene Blutadern, Hämorrhoidalknoten, welche sich durch heftige Schmerzen zu erkennen geben. Bei diesen muß man das Röhrchen sehr langsam einzubringen suchen, damit man die geschwollenen Adern nicht zu sehr reizt, oder sie gar so sehr verletzt, daß sie zerreissen oder sich entzünden. Man suche erst in den After selbst etwas Oel einzubringen, damit das Röhrchen an der schlüpfrig gewordenen Stelle desto leichter vorübergleite. Ist nun das Röhrchen in den Mastdarm eingebracht, so drücke man behutsam, gleichförmig und gehörig stark den Stempel der Sprütze einwärts, indem man zugleich mit der andern Hand die Sprütze fest hält, damit sie nicht weiter

ge-

gegen den After angedrückt werde, als sie es schon ist. Hat man eine Blase, so nimmt man sie zwischen beide Hände, und preßt sie zusammen. Auf diese Weise bringt man alle in der Sprütze oder Blase enthaltene Flüssigkeit in die dicken Därme. Fühlt man etwas Widerstand, so suche man nicht durch heftiges Drücken es zu erzwingen, sondern warte lieber ein wenig. Zuweilen preßt der Kranke, zumal wenn es ein Kind, oder wenn Krampf in den Gedärmen ist, oder wenn sie schon vorher oder jetzt durch das Klystier gereizt worden sind, dem letztern entgegen. Dieser Zustand geht meistens wieder vorüber, und alsdann fährt man fort, das Klystier einzusprützen. Gut ist es, wenn der Kranke ein wenig mit dem Athem aufwärts zieht, indem das Klystier dann besser eingeht. Ist alles eingesprützt, so zieht man das Röhrchen ganz langsam, um so viel als möglich allen Reiz zu vermeiden, wieder heraus, und der Kranke bleibt, wenn er kann, eine Viertel- oder halbe Stunde noch ruhig auf dem Bauche, oder auf der rechten Seite liegen.

Sollen die Klystiere als besondere Arzeneimittel wirken, so verordnet in der Regel der Arzt die Mittel dazu. In gewöhnlichen oder schnell eintretenden Fällen, ist es oft der Krankenwartung überlassen, da man sich folgender Anleitung bedienen kann.

Die **Ausleerung beförderndes Klystier**, in leichten Fällen:

Man

Man nehme: lauwarmes Wasser, zwei Tassen,
Kochsalz zwei bis drei Theelöffel voll,
Oel, zwei Eßlöffel voll,

mische es durch Schütteln wohl untereinander.

Oder, wenn man längere Zeit hat, und es soll etwas stärker werden, so nehme man:

Chamillen, römische oder gemeine, eine Handvoll,
Habergrütze, oder Graupen, zwei Eßlöffel voll,
geschabte Seife, zwei Welschnüsse groß,

koche alles mit einer Kanne Wasser ab, bis die Grütze oder Graupen ein wenig verkocht sind, dann seihe man es durch, in der noch warmen Abkochung löse man

gewöhnliches Kochsalz, vier Theelöffel voll,
auf, und setze noch hinzu
Leinöl, oder auch ein anderes Oel, drei bis vier Eßlöffel voll,

vermische es wohl durch einander, und verbrauche es zu zwei oder drey Klystieren für Erwachsene.

Wenn die Leibesöffnung hartnäckig ausbleibt, so hilft am sichersten folgendes Klystier:

Man nehme: stinkenden Asand, (Asa foetida) zwei Quent,
löse ihn auf in
noch heißer Kamillen-Abkochung, zwei Tassen,

seihe es alsdann durch, und lasse es abkühlen.

Er-

Erweichendes Klystier:

dazu dient
lauwarme Milch,
für sich allein, oder mit einem Zusatz von ein
wenig Oel,
oder man nehme:
Hafergrütze oder Graupen eine Handvoll,
verkoche sie mit der gehörigen Menge Wasser, daß es schleimigt werde, und gebrauche es.

Man kann dazu auch eine Abkochung von einer Handvoll Althäwurzel oder Leinsaamen gebrauchen.

Krampfstillendes Klystier.

Man nehme: Chamillenblumen,
Hollunderblüthen, von jedem eine
kleine Handvoll,
Baldrianwurzel etwas weniger,
übergieße sie mit
kochendem Wasser, anderthalb Nösel,
lasse es verdeckt in gelinder Wärme eine halbe, oder wenn Zeit dazu ist, eine ganze Stunde lang stehen, seihe es durch, setze hinzu
Oel, zwei Eßlöffel voll,
und gebrauche es.

Blähungen treibendes Klystier.

Man nehme: Chamillenblumen, eine Handvoll,
gestossenen Kümmel einen halben,
Anis, einen ganzen Eßlöffel voll,
brühe es ab mit anderthalb Nöseln Wasser, seihe es durch, und gebrauche es.

Kly-

Klystiere zu Besänftigung des Wurmreizes bei Kindern.

Dazu kann man obiges erweichendes Klystier mit mehrerem Oele gebrauchen; auch Milch mit vielem Oele. Bei heftigem Jucken im Mastdarme von den kleinen Würmern oder Maden, (Askariden) nehme man zwei bis drei Tassen lauwarme Milch, einen halben Eßlöffel voll Salz, und zwei Eßlöffel voll Oel, vermische es wohl unter einander und gebrauche es zu zwei Klystieren.

7. Die Stuhlzäpfchen sind gewisse Mittel, die in Form eines Zäpfchens in den Mastdarm angebracht werden, blos um den Stuhlgang zu befördern. Man gebraucht sie, bei Kindern oder unfolgsamen Kranken, die sich dem Klystiere widersetzen, oder auch wenn man keine Arzenei und Instrumente zum Klystiere haben kann. Sie haben den Vortheil, daß sie ohne viele Umstände geschwinde gemacht, und leicht eingebracht werden können, bewirken auch nichts weiter, als daß sie den Mastdarm reizen, und dadurch die Ausleerung befördern sollen. Sie ersetzen die Klystiere gar nicht, und sind nur unter den obigen Bedingungen anzuwenden. Man macht sie bei Erwachsenen, von der Dicke eines kleinen Fingers und so lang als zwei Fingerglieder; bei Kindern etwas dünner und kürzer. Gewöhnlich nimmt man Seife dazu. Man kann sie auch aus Speck machen, und wenn sie stärker reizen sollen, ein wenig ge-

pülver-

pülvertes Salz drauf streuen; oder aus einem Teige von Honig und Mehl; oder bei kleinen Kindern, von Talg, und bestreicht es alsdann mit Oel; oder man nimmt eine Rosine, wendet sie um, nimmt die Kerne weg, und bestreicht sie mit Oel.

8. Es giebt Fälle bei kranken Personen vom weiblichen Geschlechte, daß Einsprützungen in die innern Geschlechtstheile sollen gemacht werden. Hierzu nimmt die Krankenwärterin, in Ermangelung einer Muttersprütze, eine gewöhnliche Klystiersprütze, oder Blase. Besser ist es freilich, wenn man dazu eine etwas längere, vorne ein wenig gebogene, und mit einem mehrmals durchlöcherten Kopfe versehene Röhre hat, die man anstatt des geraden Röhrchens an die Sprütze stecken, oder an die Blase binden kann. Eine solche gelindgebogene Röhre ist der innern Lage dieser Theile angemessener. Bei der Anwendung der Einsprüzzung faßt man, wie bei den Klystieren, die bestimmte Flüssigkeit in die Sprütze, bestreicht die Röhre mit Oel, und bringt sie vorsichtig ein. Ist die Röhre krumm gebogen, so hält man beim Einbringen derselben zuerst die Sprütze etwas in die Höhe, und läßt sie dann, so wie die Röhre eindringt, allmählich in eine beinah horizontale Lage nieder. Die Kranke muß dabei auf den Rücken liegen und das Kreuz mit einigen Kissen unterstützt werden. Zu solchen Einsprützungen nimmt man nur wenig Flüssigkeit auf einmal, etwa eine halbe bis eine ganze Tasse voll.

9. Wenn

9. Wenn beim weiblichen Geschlecht heftige Blutflüsse aus der Gebährmutter vorkommen, so werden zuweilen auch Pfröpfe (Tambons) verordnet, um das Blut zu stillen. Man nimmt dazu Stücken von weicher, getragener Leinewand, rollt sie zusammen, etwa zwei oder mehrere Finger dick, und beinah einer Spanne lang, befeuchtet sie mit Weinessig, oder einer andern vom Arzte verordneten Flüssigkeit, und steckt sie in die Mutterscheide. Sie dürfen nicht zu dick, aber auch nicht zu dünne gemacht werden, sonst können sie entweder nicht eingebracht werden, oder leisten die verlangten Dienste nicht.

Es mag hier, ob es gleich nicht ganz hierher paßt, doch auch eine kurze Erwähnung des Katheters mit stehen, da der Gebrauch desselben doch den jetzt beschriebenen Operationen in manchen Stücken ähnlich ist. Der Katheter ist eine gerade, am einen Ende sanft gebogene Röhre, und dient dazu 1) um die mit Urin angefüllte Blase auszuleeren, wenn ihn aus irgend einer Ursache die kranke Person nicht lassen kann; 2) auch um bestimmte Arzeneimittel in die Blase einzusprützen, zu welchem Behufe er mit einer Sprütze verbunden wird. Soll nun bei Kranken vom weiblichen Geschlechte der Urin durch einen Katheter abgezapft werden, so wäre es gut, wenn die Krankenwärterin diese Operation verrichten könnte, welche außerdem durch eine übertriebene Schamhaftigkeit der Kranken oft zu lange verzögert wird. Die Einbringung des Katheters ist bei dem weiblichen

lichen Geschlechte leicht, und es muß nur vorsichtig dabei zu Werke gegangen werden, so kann man der Kranken keinen Schaden thun. Man faßt den Katheter so, daß man das gerade Ende in der Hand hat, und das gebogene in die Urinröhre einzuschieben sucht. Dabei richtet man die Krümmung desselben nach unten, steckt ihn, nachdem er mit Oel bestrichen worden, in die Oeffnung der Urinröhre, und schiebt ihn behutsam ein, so daß man dabei das in der Hand habende Ende desselben allmählich unterwärts richtet. Die Kranke liegt dabei auf dem Rücken, zieht die Schenkel ein wenig an sich, so daß die Bauchmuskeln nicht gespannt sind. Hat man den Urin auf diese Weise herauslaufen lassen, so zieht man nachher den Katheter behutsam wieder aus. Dasselbe Verfahren beobachtet man, wenn in die Blase Einsprützungen sollen gemacht werden.

Zweites Kapitel.

Aeusserlicher Gebrauch der Mittel.

Die äusserlichen Mittel wirken zunächst blos auf die Haut; weil diese aber mit einem Gewebe von unzählichen Nerven und einsaugenden Aederchen versehen ist, so pflanzet sich diese Wirkung fort auf den ganzen Körper, und sie sind daher nicht allein als örtliche, sondern auch als allgemeine Mittel anzusehen. Sie leisten allemal sehr wichtige Dienste, und verdienen so gut, als die innerlichen Mittel, eine genaue und fleißige

Anwen-

Anwendung. Sehr oft ist ein verkehrtes, oder nachlässiges Verfahren die Ursache, wenn sie die gehörige Wirkung nicht thun, und in einem solchen Falle können sie wohl gar schaden. Die meisten dieser Mittel erfordern daher viele Aufmerksamkeit, Klugheit und einen unverdrossenen Fleiß des Krankenwärters.

1. Einreibungen. Gewisse Arzeneimittel werden mittelst anhaltenden Reibens auf die Haut angebracht. Hierbei bemerke man im Allgemeinen folgendes.

1) Man gebraucht dazu ein Stück Flanell, oder Manchester, oder auch zartes Leder; am besten ist es, wenn man davon einen Handschuh macht, diesen jedesmal anzieht, und die bestimmte Menge der Medizin darauf gießt. Hat der Krankenwärter keine rauhen harten Hände, und ist die Arzenei nicht von der Art, daß sie dem Einreibenden könnte schädlich seyn, so kann er auch die bloße Hand dazu nehmen.

2) Man nehme genau die ganze bestimmte Quantität. Oft nimmt man so wenig zum Einreiben, daß es unmöglich etwas bewirken kann.

3) Man reibe stark genug, damit die Arzenei gehörig in die Haut eingerieben werde, doch aber nicht so stark, daß es den Kranken schmerzt, oder das obere Häutchen abgerieben werde. Man reibe auch so lange anhaltend, bis alles Aufgegossene in die Haut eingedrungen ist.

4) Soll das Mittel warm eingerieben werden, so muß man den Flanell, oder was man sonst

dazu gebraucht, stark wärmen, alsdann die Arzenei aufgießen, und sogleich einreiben. Wollte man das ganze Gefäß, oder auch nur die bestimmte Menge der Medizin erst wärmen, so gienge viel verlohren, wenn flüchtige oder geistige Mittel darunter gemischt sind.

Die gewöhnlichsten Formen in denen Arzeneimittel eingerieben werden, sind

a) Salben. Man reibe sie mittelst eines ledernen Handschuhes, oder auf Flanell gestrichen, ein, es sey denn, daß nur eine kleine Menge von Salbe jedesmal einzureiben verordnet ist, in welchem Falle man die bloßen Finger nehmen muß. Ist der Kranke nicht zu delikat, so befördert es die Wirkung sehr, wenn etwas Speichel zugleich mit der Salbe eingerieben wird, und also der Krankenwärter fleißig während des Einreibens auf die Hand, oder auf das womit er einreibt, spuckt. Nach dem Einreiben bedecke man diese Stelle des Körpers mit einem Stücke Flanell, theils um die Wirkung der Salbe zu unterstützen, theils der Reinlichkeit wegen.

b) Liniment. Unterscheidet sich von der Salbe durch größere Dünnflüssigkeit. Oft scheiden sich die verschiedenen darin befindlichen Mittel, und es ist daher nothwendig, daß es jedesmal stark umgeschüttelt werde, ehe man die gehörige Quantität zum Einreiben aufgießt.

c) Ganz flüssige Arzeneimittel, als Waschwasser, und Waschspiritus. Man muß die vorgeschriebene

bene Quantität wenn sie größer ist, als was die Hand, oder dasjenige was man zum Einreiben gebraucht, auf einmal fassen kann, in eine Tasse ausgießen, und allmählich verreiben, damit nichts davon verlohren gehe.

2. Trockne Reibungen, (Frictionen) sind sehr wichtig und wirksam. Die Haut, welche vermöge ihrer vielen Nerven sehr empfindlich ist, wird schon durch das bloße Reiben allein gereizt, ihre Thätigkeit vermehrt, der Reiz geht auf das ganze Nervensystem über, und erhöht seine Thätigkeit. Die Verrichtungen der Haut werden befördert, die Ausdünstung der überflüßigen Theile aus dem Körper, und die Einsaugung nützlicher in denselben, geschieht lebhafter. Es wird dazu entweder blos trockner etwas erwärmter oder auch ein mit harzigen und balsamischen Dämpfen durchräucherter Flanell, oder bloß eine Bürste genommen.

Das Reiben mit durchräuchertem Flanell wird oft bei rheumatischen, gichtischen und andern Krankheiten vom Arzte verordnet, der auch die Mittel dazu vorschreibt. In Ermangelung dessen nimmt man zum Beräuchern etwas Agtstein und Mastix, streut es auf Kohlen und läßt den Dampf recht in den Flanell eindringen.

Das Bürsten sollte mehr angewendet werden, als es wirklich geschieht, indem es sowohl für Kranke als auch für Gesunde ein vortrefliches Mittel ist, die Haut zu beleben, zu stärken, und ihre Verrichtungen in lebhaftem Gange zu

 erhal-

erhalten, die durch Verwöhnung und durch nachlässige Pflege der Haut so oft erschlaffen und ins Stocken gerathen, wodurch denn recht viele Kränklichkeiten im Körper sich entspinnen. Man nimmt dazu mäßig starke Bürsten, die zwar nicht gar zu steif und hart, doch aber auch nicht zu weich und sanft sind. Hierin muß man sich nach der Person, die man vor sich hat, richten. Bei empfindlichen, reizbaren, mit einer zarten Haut versehenen Menschen muß man natürlich sanftere Bürsten nehmen, als bei weniger empfindlichen und stärkern Personen. Das Bürsten selbst geschieht am besten, da wo es seyn kann, in einerlei Richtung fort, und so über den ganzen Körper hin. Dieß kann täglich einmal geschehen. Allein in solchen Fällen, wo das Reiben und Bürsten zur Abwendung einer nahen Gefahr veranstaltet wird, muß es einen stärkern Reiz hervorbringen, z. B. in Ohnmachten, Scheintod, bei drohendem oder wirklichem Schlagfluß, Steckfluß, u. a. m. Daher nimmt man in einem solchen Falle etwas harte Bürsten, und reibt stark an empfindlichen Theilen des Körpers, besonders die Fußsohlen, den Rücken hinunter, und an den Schenkeln.

3. Aufschläge, sind solche Mittel, die man anhaltend, und nach Verhälniß in etwas großer Menge auf der Haut anbringt. Sie sind an sich selbst verschieden, je nachdem man einen verschiedenen Zweck damit erreichen will. Sie sind theils blos örtliche Mittel, und sollen erweichen,

oder zertheilen, theils auch allgemeine, die auf den ganzen Körper wirken sollen.

In Rücksicht der Anwendung ist es für den Krankenwärter besonders wichtig, zu unterscheiden, ob die Aufschläge trocken oder naß, und im letztern Falle, ob sie warm oder kalt sollen angewendet werden. Dieß bestimmt der Arzt für jeden besondern Fall, und der Krankenwärter muß dann nur genau darauf merken, und es ausführen.

Die trockenen Aufschläge bestehen meistens aus gewürzhaften Kräutern und Blumen, zuweilen auch mit Mehl, oder Kleien vermischt, und werden theils bloß, theils in zarte Leinewand gefaßt, aufgelegt. Auf letztere Art macht man die sogenannten Kräuterkissen, oder Kräutersäckchen. Sie müssen groß genug seyn, damit sie eine hinlänglich große Stelle der Haut bedecken. Die Leinewand muß sehr dünne dazu genommen werden, damit die gewürzhaften Ausdünstungen der Kräuter durchdringen, und auf die Hautnerven wirken können. Sie müssen durchnäht werden, damit die Kräuter gleichförmig vertheilt bleiben, und sich nicht auf einen Klumpen zusammen ballen.

Meistentheils sollen sie warm aufgelegt werden, daher sie von einer Zeit zur andern von neuem erwärmt werden müssen. Auch muß man frische Kräuter wieder dazu nehmen, wenn die gebrauchten nicht mehr stark riechen, oder der feine Staub, des Mehls sich verlohren hat.

Zu solchen Kräuterkissen nimmt man gewöhnlich, Hollunderblüthen, Kleien und Mehl; sollen

sie stärker wirken, wo keine Hitze und keine Entzündung ist, so nimmt man Krausemünze, Chamillen, und andere dergleichen gewürzhafte Kräuter und Blumen noch dazu.

Die nassen Aufschläge (Kataplasmen) sind verschieden, theils blos zum Erweichen, zur Linderung und Stillung der Schmerzen; theils zugleich zur Stärkung. Beide werden immer warm aufgeschlagen. In einzelnen, aber seltenen Fällen, die vom Arzte besonders bestimmt werden müssen, legt man auch kalte Umschläge auf, z. B. zur Zertheilung, zum Blutstillen und zu andern Zwecken mehr.

Zu den blos erweichenden Aufschlägen kocht man die erforderlichen Mittel in Wasser oder Milch dick zu einem Brei, wenn sie selbst sollen aufgeschlagen werden. Diesen Brei theilt man in zwei Theile, streicht den einen Theil auf dünne weiche Leinewand, schlägt sie zusammen, und wartet, bis das darin Befindliche lauwarm geworden ist, und man es so am geschlossenen Auge fühlt, worauf es auf die bestimmte Stelle des Körpers gelegt wird. Nun giebt man sorgfältig Acht, wie lange dieser Aufschlag warm ist, und richtet sich darin theils nach des Kranken, theils nach dem eigenen Gefühle. Sobald er nicht mehr gehörig warm ist, streicht man die andere Hälfte welche unterdessen in gelinder Wärme stehen blieb, auf Leinewand, nimmt den ersten Aufschlag weg, und legt sogleich den andern auf. Das im Erstern enthaltene füllt man wieder in das Gefäß,

wärmt es von neuem, und wechselt wieder mit dem andern ab, sobald auch dieser nicht mehr gehörig warm ist. Auf diese Weise fährt man so lange fort, als es nöthig ist. Wird der Aufschlag zu trocken, so befeuchtet man ihn wieder mit heissem Wasser oder mit heisser Milch. Hat er eine Zeitlang zum Aufschlagen gedient, und taugt nichts mehr, etwa wenn er von der Milch säuerlich riecht, oder sonst keine Wirkung mehr leisten kann, so muß frischer gekocht werden.

Sollen die Mittel nicht selbst als Brei auf den Körper aufgelegt werden, sondern nur deren Abkochung, so nimmt man mehr Wasser oder Milch zum Kochen derselben, und wenn sie gekocht sind, taucht man ein hinlänglich großes Stück Flanell oder Frieß hinein, drückt es wieder so weit aus, daß er nur feucht bleibt, und legt es sogleich, wenn es lauwarm ist, auf die Stelle des Körpers, wo es angebracht werden muß. Man breite es gehörig aus, und lege ein anderes eben so großes Stück gewärmten Flanell, oder in dessen Ermangelung ein anderes gewärmtes Tuch darüber. Sobald der feuchte Flanell nicht mehr hinlänglich warm ist, taucht man ein anderes Stück in die Abkochung, drückt es aus, und legt es lauwarm sogleich wieder auf, nachdem das erste weggenommen ist. So wechselt man auch hier, so lange die Zufälle es erfordern.

Bei allen beiden Arten der warmen Aufschläge sey man nur ja sorgfältig genug, damit sie nie zu kalt werden; auch daß sie nie zu kühl

aber

aber auch nie zu warm aufgelegt werden. Sehr oft wird es mit dem Grade der Wärme versehen, und nicht fleißig gewechselt, daher oft diese so wohlthätigen Mittel nicht das bewirken, was sie könnten, ja, oft wieder des Arztes Erwarten, wirklich schaden. Wird der Aufschlag zu warm aufgelegt, so erhitzt er, reizet sehr, vermehrt die Schmerzen, kann Entzündung, ja sogar Brand verursachen; wird er zu kühl aufgelegt, oder läßt man ihn so lange liegen, bis er zu kühl wird, so erkältet er, vermehrt die übeln Zufälle, gegen die er helfen soll, oder treibt zurück, und verhärtet die Geschwulst. Auch darf man die Aufschläge des Nachts nicht aussetzen, sondern so lange es nöthig ist, müssen sie Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt werden.

Zu den erweichenden Aufschlägen kann man folgendes gebrauchen: bloße warme Milch, warmes Wasser, Leinsaamen, Semmelkrumen, Hollunderblüthen, Malvenblätter, geschnittene Althäwurzel. Sollen sie schmerzstillend werden, so setzet man etwas weniges, etwa den sechsten Theil, Bilsenkraut, Schierlingskraut, oder noch kleinere Quantität Safran dazu. Soll blos durch anhaltende laue Wärme ohne andere Mittel gewirkt werden, so ist es schon hinlänglich, wenn eine Schweins- oder Ochsenblase mit warmem Wasser etwa zur Hälfte angefüllt, und auf die bestimmte Stelle gelegt wird. Diese Art hat den Vortheil, daß sie weniger Umstände macht, und gar keine Unreinlichkeit, Nässe oder Erkältung verursacht. Oft werden auch stärkende Mittel in Aufschlägen,

warm und feucht aufzulegen verordnet. Diese wendet man ganz eben so an, wie die vorigen. Sie werden jedoch meistens nicht stark gekocht, sondern nur aufgebrüht; auch nicht mit Milch, sondern gewöhnlich mit Wasser, und hernach wird Wein oder Brandewein zugesetzt. Auch sie dürfen nicht zu heiß, und nicht zu kühl aufgelegt, und müssen eben so sorgfältig gewechselt und erneuert werden. Man decke auch über sie noch warme Tücher, theils die Wärme gleichförmig zu erhalten, theils damit der Kranke von dem gewöhnlich starken Geruch nicht beschwert werde.

Werden vom Arzte hingegen kalte Umschläge angeordnet, so müssen diese auch so kalt als möglich angebracht werden. Soll eine plötzlich angebrachte Kälte einen Reiz bewirken, so muß man den Aufschlag bald wieder wegnehmen, die Stelle, wo er gelegen hat, abtrocknen, mit einer Bürste oder einem Flanellflecke abreiben, und dann wieder den kalten Aufschlag eine Zeitlang auflegen. Soll eine anhaltende Kälte auf eine Stelle des Körpers angebracht werden, so muß man den Aufschlag so lange liegen lassen, als er noch sehr kalt ist: sobald er hingegen anfängt, die Kälte zu verlieren und lauwarm zu werden, vertauscht man ihn sogleich mit einem andern. Will der Arzt hier, wie es meistens der Fall ist, blos durch die Kälte eine Wirkung hervorbringen, so nehme man eine Schweins- oder Ochsenblase, und fülle sie zur Hälfte mit kaltem Wasser, Schnee, oder zerstossenem Eiße an. Dieß bewirkt einen hohen

Grad

Grad von Kälte, ohne die Unannehmlichkeiten, die mit nassen Aufschlägen verbunden sind.

Auf die Augen werden ebenfalls Aufschläge mit den Augenwassern gemacht. Hierzu nimmt man ganz feine zarte Leinewand, oder ein zartes Schwämmchen, das man breit geschnitten hat, benetzt sie mit dem lauwarmen Augenwasser, und bindet es eine Zeitlang über das kranke Auge.

4. In sehr harten Krankheiten, oder in Fällen, wo man Bäder nicht gut anwenden kann, gebraucht man die Einwickelung des ganzen Körpers. Es wird nämlich dazu eine große wollene Frieß- oder Flanelldecke in die warme Abkochung von einer hinlänglichen Menge aromatischer oder anderer Kräuter, oder in warmen Wein, Brandwein rc. ganz eingetaucht, wieder ausgerungen, und nun der ganze Körper bis an den Hals hinein gewickelt. Man beobachte dabei die Vorsicht, vorher ein großes Stück Wachsleinewand unter das Leintuch, oder in deren Ermangelung ein anderes größeres und dichtes leinen Tuch über jenes zu legen, um die Ernässung des Bettes so viel als möglich ist, zu verhüten. Ist der Kranke eingewickelt, so legt man einige gewärmte Tücher oder Decken noch um und auf ihn, und läßt ihn nun so lange liegen, als der Arzt verordnet hat. Wenn die getränkte Decke nicht mehr lauwarm ist, so erneuert man wieder das Eintauchen, und verfährt in allem wieder eben so, wie vorher. Dieß wird zuweilen einige Stunden, zuweilen Tage lang fortgesetzt.

5. Eine

5. Eine andere Art der äusserlichen Mittel sind die Pflaster. Sie werden zu verschiedenen Zwecken gebraucht, und darnach eingetheilt.

Bloße Heftpflaster, sind dazu bestimmt, Wunden zusammen zu halten, oder Geschwüre zu bedecken, und die aufgelegten Fasern fest zu halten. Man nimmt bei ihnen selten auf Arzenei-Kräfte Rücksicht. Sie müssen groß genug seyn, um hinlänglich befestigt werden zu können. Die Form derselben bestimmt der Arzt für die besondern Fälle. Die übrigen Pflaster kann man überhaupt eintheilen in solche, die einen vorhandenen Reiz auf der Stelle des Körpers, wo sie aufgelegt werden, mindern und abstümpfen sollen, dahin gehören alle Pflaster, welche Bleimittel enthalten, z. B. das Bleiweißpflaster, das einfache Diachylonpflaster, Froschlaich-Rothlaufspflaster, und einige andere; dann in solche, welche noch mehr Reiz verursachen sollen, da wo es daran fehlt. Diese werden gebraucht, kalte Geschwülste zu zertheilen, Geschwüre zu reifen und zu heilen, aber auch auf den ganzen Körper, auf innere Theile desselben, zu wirken. Dahin gehören die zertheilenden, zusammenziehenden, krampfstillenden und Zugpflaster.

Die Wahl der Mittel bleibt zwar allemal dem Arzte oder Wundarzte überlassen, jedoch weil in manchen leichtern Fällen der Krankenwärter selbst, oder die Angehörigen des Kranken, einstweilen etwas auflegen wollen, so mögen nur ganz

ganz kürzlich folgende Regeln bei der Wahl der Pflaster dastehen.

Wo viel Schmerz, Hitze, spannende Geschwulst und Röthe vorhanden ist, da gebrauche man gar kein Pflaster, sondern nur erweichende lindernde Umschläge. Ist die Hitze geringer, bei einem kleinen schon offenen Geschwüre, da nehme man einfaches Bleiweißpflaster.

Bei einem Blutschwären, oder einem andern noch uneröffneten Geschwüre, wo wenig Hitze, mit geringem oder gar keinem Schmerz ist, da nehme man ein reizendes Pflaster, z. B. das zusammengesetzte Diachylon, (Diachylon compositum) oder man mache das noch bessere von Honig und Weizenmehl untereinander geknetet, bis es zum festen Teige wird, den man wie ein anderes Pflaster, aber so dick als zwei Messerrücken, aufstreicht.

Bei Geschwulsten, die ganz ohne Hitze und Schmerz sind, legt man ein noch stärker reitzendes Pflaster auf, z. B. ein Ammoniakpflaster, (Emplastrum de Ammoniaco) oder Galbanumpflaster, (Empl. de Galbano.)

Als krampfstillende Pflaster werden verschiedene gebraucht, die alsdann noch mit andern Mitteln versetzt werden. Als sogenannte Magenpflaster, die aber eigentlich Aufschläge sind, werden oft folgende Zusammensetzungen als Hausmittel gebraucht: eine Handvoll klargeriebenes Brod mache man mit warmen Biere zu einem dicken Teige, menge darunter zwei Eßlöffel voll, ge-

stoße-

stoßene Wachholderbeeren, einen kleinen Eßlöffel voll gestoßenen Kümmel, und etwas weniges geriebene Muskatennuß. Dieß wird recht untereinander gemischt und warm aufgelegt, wenn im Magen oder in den Gedärmen Schmerzen und Krämpfe vorhanden sind, die von Blähungen herrühren, oder damit begleitet sind, auch bei langwierigen Durchfällen.

Die Zugpflaster sind solche, welche einen besondern und so starken Reiz auf der Haut machen, daß sich das Blut mehr nach dieser Stelle hinzieht, daher diese erst roth wird, und dann wenn das Pflaster noch länger liegt, sich eine wässerichte Feuchtigkeit absondert, welche sich in den entstehenden Blasen sammelt. Man muß daher jedesmal wohl unterscheiden, ob das Zugpflaster nur die Haut roth machen, oder auch Blasen ziehen soll. Man gebraucht dazu theils die Spanischfliegenpflaster, theils die mit Senf oder Meerrettig verfertigten, theils auch die Seidelbastrinde. Die Senfpflaster verfertigt man auf folgende Art: man nehme zwei Loth gestossenen Senf, zwei bis drei Eßlöffel voll guten Sauerteig, einen halben Löffel voll Salz, mische dieses wohl durcheinander, bis es mit Hülfe von ein wenig Weinessig ein dicker Teig wird. Soll es noch stärker und geschwinder wirkend werden, so nimmt man einen Löffel voll geriebenen Meerrettig dazu.

Die Zugpflaster werden gebraucht bei rheumatischen Zufällen, Kopf- und Zahnschmerzen,

bei

bei Schmerzen innerer Theile, und in mehreren, vom Arzte zu bestimmenden Fällen.

Nun einige Regeln über die Anwendungsart der Pflaster überhaupt.

Man streicht sie theils auf Leder, theils auf Leinewand. Diejenigen, welche nicht lange liegen bleiben, bei Wunden und Geschwüren gebraucht werden, und keine starkriechenden Mittel enthalten, werden auf Leinewand gestrichen. Diese muß dazu dicht, hinlänglich stark und gerade geschnitten seyn, damit man das Pflaster ordentlich aufstreichen kann. Braucht man viel und oft, so streiche man ein großes Stück auf einmal, und lege es dann, wenn man das nöthige Stückchen davon abgeschnitten hat, zusammengerollt an einen kühlen Ort. Ehe man das Pflaster aufstreicht, mache man es zuerst weicher und geschmeidiger, entweder indem man es mit nassen Fingern knetet, oder eine kurze Zeit in die Wärme setzt. Man streiche solche Pflaster auch nur ganz dünne auf. — Die krampfstillenden, kamphorirten, aromatischen, überhaupt die starkriechenden Pflaster streiche man auf Leder, wozu man gebrauchte Handschuhe nehmen kann, indem das weiche dünne Leder derselben sehr brauchbar dazu ist. Diese streicht man etwas dicker, nimmt sie auch nach 6—8 Stunden wieder ab, und bestreicht sie von neuem. Solche Pflaster, die als allgemeine Mittel zugleich mitwirken, und innere Schmerzen und Krämpfe stillen sollen, müssen zwei bis drei Hände breit, groß seyn, zuweilen

die

die ganze Brust, oder den ganzen Unterleib bedecken, oder man legt mehrere zugleich auf. — Auch solche Pflaster, welche lange liegen sollen, dergleichen die gelindern Zugpflaster sind, können auf Leder gestrichen werden.

Die Senfpflaster werden zwei bis drei Messerrücken bis einen halben Finger dick aufgestrichen, und nach Umständen auf beide Waden, oder auf irgend eine andere Stelle des Körpers, die der Arzt bestimmt, zuweilen auch auf mehrere Stellen zugleich aufgelegt, wenn es auf schnelle und starke Wirkung ankommt. Gewöhnlich werden sie von der Größe einer Mannshand gemacht. Man muß fleißig darnach sehen, denn so bald die darunter befindliche Haut roth wird, und der Kranke das entstehende Brennen auf dieser Stelle fühlt, muß man sie sogleich wegnehmen, und, wenn sie noch länger gebraucht werden sollen, auf eine andere Stelle legen. Läßt man sie länger auf einer und derselben Stelle liegen, so verursachen sie dem Kranken zu heftige Schmerzen, und ziehen Blasen, in welcher Absicht man jedoch die Senfpflaster nicht auflegt, weil diese Blasen schmerzhafte und sehr schwerheilende Geschwüre veranlassen. Bleibt von dem Senfpflaster etwas auf der Haut kleben, so wasche man es mit lauwarmer Milch mittelst eines zarten Schwämmchens ab. Klagt der Kranke nach dem Abnehmen der Senfpflaster noch sehr über Schmerzen, oder hat man sie aus Versehen zu lange liegen lassen, so daß man das Entstehen von Blasen be-

befürchtet, so bestreiche man die Stelle mit kühler Milch, oder mit Rahm, oder lege Leinewand mit Bleicerat bestrichen auf. Hat die kranke Person eine sehr zarte empfindliche Haut, und man will den zu starken Reiz vermeiden, so lege man das Pflaster nicht unmittelbar auf die bloße Haut, sondern man bedecke diese erst mit sehr dünner zarter Leinewand oder mit Nesseltuch.

Will man einen schnellern Reiz auf der Haut bewirken, so legt man auch wohl ein Pflaster von geriebenem Meerrettig auf. Dieß darf aber gar nicht lange liegen, weil es sehr bald die Haut roth macht, und lange noch heftig schmerzt, wenn man es zu spät weggenommen hat.

Bei den Spanischfliegen-Pflastern unterscheide man ja wohl, ob sie nur die Haut bis zum Rothwerden reizen, oder ob sie Blasen ziehen sollen. Im ersten Fall nimmt man sie weg, sobald sie Brennen erregen, und die Haut anfängt sich zu röthen. Dieß geschieht gewöhnlich nach 3—4 Stunden, bei zärtlichen Personen eher, bei härteren später. Sollen sie aber Blasen ziehen, so läßt man sie bis zu deren Entstehung liegen, welches sechs bis acht Stunden erfordert. Die blos zum Rothmachen der Haut bestimmten Pflaster macht man etwa einer Hand groß, die zum Blasenziehen aber in der Regel etwas kleiner. Bei Personen, die eine harte, spröde, nicht sehr empfindliche Haut haben, wasche man die Stelle, wo das Pflaster hingelegt werden soll, vorher mit

Salz-

Salzwasser, oder mit Eßig. Bei zärtlichen Personen, die zuweilen eine so empfindliche Haut haben, daß ein Blasenpflaster schon heftige Schmerzen und andere Zufälle erregt, braucht man dieß nicht, im Gegentheil thut man wohl, das Pflaster nicht auf die bloße Haut, sondern auf diese zuerst ein Stückchen Nesseltuch, Linon oder Musselin, zu legen. Die Stelle wo es hingelegt werden soll, wird zwar nach den Umständen bestimmt, doch muß sie bei Schmerzen innerer Theile immer so nah als möglich dem leidenden Theile gewählt werden. Auf die Waden lege man es jedoch selten, wenn es eine Blase ziehen soll, weil die wunden Stellen daselbst schwer heilen. Allemal suche man das Pflaster mit einer Binde oder mit einem Tuche zu befestigen, sonst verändert es seine Stelle, und macht einen größern Fleck roth oder wund, als die Absicht war. Wird das Pflaster weggenommen, und es hat die Haut nur roth gezogen, so behandelt man die Stelle nach den Regeln, die oben bei dem Senfpflaster gegeben wurden. Hat es eine Blase gezogen, so nehme man es behutsam herunter, schneide mit einer Scheere am untern Theile der Blase ein Loch in dieselbe, und lasse die enthaltene Feuchtigkeit ausfliessen. Das Oberhäutchen, welches die Blase bildet, suche man im Anfange noch zu erhalten, weil sie zunächst die beste Bedeckung für die wunde Stelle ist. Das Ausfliessen der Feuchtigkeit befördere man durch gelindes Drücken mit einem weichen Tuche, und nicht durch Streichen. Ueberhaupt ver-

verfahre man behutsam und sanft; der Schmerz von Blasenpflastern ist ohnedieß empfindlich, man vermehre ihn nicht noch durch hastige rauhe Behandlung. Sehr empfindliche Personen werden nicht selten ohnmächtig bei dem Verband, theils vor Schmerz, mehr noch wegen des plötzlichen Wechsels und der schnellen Ausleerung der wässerigen Feuchtigkeit. Eine kleine Weile lasse man in einem solchen Falle die Natur ruhen, und dann erwecke man die Person durch sanfte Mittel, Reiben, Bürsten, Riechen an Eßig, u. a. m. Sie erholen sich meistens bald wieder. Nach der allmähligen Ausleerung der Blase lege man ein kühlendes Pflaster, Bleiweiß- oder einfaches Diachylonpflaster auf. Soll jedoch die entstandene wunde Stelle nur langsam wieder zuheilen, so legt man ein gelind reitzendes Pflaster auf, z. B. das gelbe Pflaster, das zusammengesetzte Diachylon. Wenn aber an dieser Stelle eine anhaltende Eiterung soll unterhalten werden, so muß zuweilen ein wenig Kantharidensalbe aufgelegt werden. Man streicht nämlich diese Salbe dünn auf ein Stückchen Leinewand, und legt dieß einige Stunden oder einen halben Tag lang auf, dann gebraucht man wieder einige Tage ein anderes Pflaster, bis man sieht daß die Eiterung wieder nachläßt, da man denn wieder mit der Salbe abwechselt. Soll aber das Blasenpflaster mehrmals wiederholt werden, so muß man es jedesmal auf eine andere Stelle legen.

6. Die

6. Die Bäder gehören zu den wichtigsten äusserlichen Mitteln, und es ist nur Schade, daß ihre Anwendung oft theils so viele Schwierigkeiten hat, theils durch Nachlässigkeit oder Versehen, nicht den Nutzen schafft, den sie eigentlich verschaffen könnten. Unter einem Bade versteht man im Allgemeinen die Umgebung eines einzelnen Gliedes, oder des halben, oder ganzen Körpers mit einem gewissen Mittel. Daher hat man verschiedene Bäder, 1) die nassen; bei diesen ist das Mittel eine Flüssigkeit, als Wasser, entweder für sich allein, oder mit Zusatz von Kräutern, Abkochungen und andern Dingen, Wein, Milch, Malzdekokt, Salz- oder andern mineralischen Auflösungen, Stahlbäder, Schwefelbäder. 2) Die trockenen Bäder; bei diesen ist das Mittel trocken und pulverartig, oder doch sehr theilbar, als Sand, Asche, Kleye, Baumblätter. 3) Die Dampfbäder; bei diesen werden Dämpfe entweder von Wasser allein, oder in Verbindung mit andern flüchtigen Mitteln, oder von andern Mitteln ohne Wasser angebracht. Die nassen Bäder werden in verschiedenem Wärmegrade gebraucht, sehr warm, lauwarm, kühl, und ganz kalt. Die lauwarmen Bäder sind die gebräuchlichsten und allgemeinsten, daher zunächst von ihnen gilt, was hier gesagt wird. Da nicht selten der Anwendung derselben große Vorurtheile entgegenstehen, so wird es zweckmäßig seyn, hier zuerst von der Wirkung und den Nutzen derselben kürzlich zu reden. 1) Es reinigt

nigt die Haut. Sowohl durch die unmerkliche Ausdünstung, als auch durch den Schweiß sammelt sich auf der Haut vieler Schmutz, der sie gleich einer Firnißdecke überzieht, und ihre so nothwendigen Verrichtungen, die Ausdünstung und Einsaugung überhaupt, die wohlthätige und nöthige Einwirkung der Luft auf die Haut erschwert, oder wohl gar verhindert. Es ist also schon ein wichtiger Vortheil, daß das Bad diesen Schmutz wegnimmt, die Haut reinlich hält, und das äussere Hinderniß ihrer Verrichtungen entfernt. 2) Noch wichtiger aber ist die Wirkung, welche es auf das Nervensystem hat. Es macht nämlich einen sanften, aber durchdringenden und belebenden Reiz auf die Haut, die mit unzähligen Nervengeweben versehen ist. Dieses angenehme Gefühl verbreitet sich über und durch den ganzen Körper, und hält die Wirksamkeit des Nervensystems in Ordnung, stimmt sie herab, wenn sie zu stark, stärkt sie, wenn sie zu schwach ist. Eine gewisse Folge davon ist allemal, daß der Puls langsamer geht, folglich den Blutumlauf beruhigt und ordentlich wird, wenn er es vorher nicht war. 3) Es wird von den einsaugenden Aederchen in der Haut Wasser eingesogen, und durch die Fortsetzung dieser Aederchen weiter geführt, so daß es durch die Lymphadern und Drüsen in das Blut übergeht. Es kommt daher mehr Feuchtigkeit in den Körper, die Säfte werden einigermaßen verdünnt, die Lymphadern werden zur Thätigkeit gereizt, und die wegen Schwäche und

Un-

Unthätigkeit derselben zu langsame Fortbewegung der Säfte beschleunigt, und die gehörige Bearbeitung derselben befördert.

Man kann hieraus sehen, welchen Nutzen diese Bäder in Krankheiten bewirken können. Gewiß sind sie in jeder von sehr heilsamen Folgen, aber besonders nützlich in allen Fiebern, in allen Krankheiten, worin die Ausdünstung befördert werden muß, in allen Krankheiten der Haut, besonders bei Ausschlägen; auch bei Krämpfen, und überhaupt bei allen Nervenkrankheiten. Noch wirksamer werden sie durch Zusatz von bestimmten Arzenei-Mitteln gemacht, besonders kann man dadurch die reizende, die stärkende, krampfstillende und beruhigende Eigenschaft derselben sehr erhöhen, auch durch Beimischung nahrhafter Mittel sie ernährend machen. Bei der Anwendung der Bäder ist folgendes zu beobachten:

Der Grad der Wärme ist genau zu bestimmen, denn hierauf kommt viel an. Eigentlich bestimmt das Gefühl des Kranken selbst die laue Wärme, die ihm angenehm und behaglich ist, und man muß nach diesem Gefühle sich einigermaßen mit richten. Die laue Wärme muß der Blutwärme gleich, oder doch ganz nahe kommen, darf sie aber nicht übertreffen. Die natürliche Wärme des Blutes im lebenden Menschen beträgt nach dem Wärmemesser ungefähr 96 Grad nach Fahrenheit, oder $28\frac{1}{2}°$ nach Reaumur; so kann also auch zwischen 85 und 95 Grad am Fahrenheitschen Thermometer, die Wärme des lau-

warmen Bades seyn. Nach dem Gefühle des Gesunden kann man es für den Kranken nicht so ganz passend bestimmen, denn bald hat der Kranke mehr, bald weniger Empfindlichkeit für die Wärme; nur im Allgemeinen kann man es beurtheilen, und man richtet sich darnach, ob das Wasser wie die lauwarme frisch gemolkene Milch sich anfühlt, oder ob man das geschlossene Auge hineinhalten kann, ohne daß es demselben zu warm oder zu kühl ist. Sitzt der Kranke im Bade, und es ist ihm noch zu kühl, so gieße man ein wenig warmes Wasser nach, oder wenn es zu warm ist, noch so viel kaltes, bis es dem Badenden recht ist. Man sey doch ja vorsichtig in diesem Stücke, denn gar oft hat man da, wo lauwarme Bäder verordnet waren, durch zu warme oder kühle dem Kranken beträchtlich geschadet. Da dieser im lauwarmen Bade gewöhnlich längere Zeit zubringt, so muß ihm das zu warme Wasser einen zu heftigen Reiz auf der Haut und auf den ganzen Körper machen, er wird durchaus erhitzt; das Blut kommt in schnellern und unordentlichen Umlauf, sammelt sich in einzelnen, besonders schwachen Eingeweiden, bringt Kopfschmerzen, Angst und Unruhe hervor, und kann Bluthusten oder andere Blutflüsse erregen. Das zu kühle Bad hingegen drängt das Blut aus den äußern Theilen nach den innern, unterdrückt die Ausdünstung, erregt innere Krämpfe, Brustbeklemmung und andere üble Zufälle mehr. Am besten ist es daher, wenn man einen Wärmemesser (Ther-

(Thermometer) in das Bad setzt, und hiernach den Grad der Wärme bestimmt, indem man so lange warmes Wasser zugießt, bis allmählich das Quecksilber oder der rothe Spiritus ungefähr 90 Grad, wenn es ein Fahrenheitscher, oder 25 Grad, wenn es ein Reaumürscher Thermometer ist, erreicht hat.

Die Zeit, wenn der Kranke das Bad gebrauchen soll, ist nicht immer vom Arzte genau bestimmt. Man richte sich deshalb nach folgenden Umständen: in fieberhaften Krankheiten wird es am besten angewendet, ehe die Fieber-Verschlimmerung eintritt, oder noch in derselben; man nehme es hingegen nicht vor, wenn der Kranke im Schweiße liegt, oder im Nachlasse des Fieberanfalls; ferner nicht gleich auf das Essen, und nicht gleich nach dem Einnehmen der Medizin.

Die gewöhnlichen Badewannen sind unbequem für Kranke, daher nehme man folgendes Gefäß, welches Reil angiebt: ein ovales Faß, welches ohngefähr drittehalb Fuß, rheinländisch, tief ist, und drei Fuß im längsten Durchmesser hat, wird in der Mitte mit einem beweglichen Sitze versehen. Oben wird ein pyramidalischer Reif, der für den Kopf des Kranken eine Oeffnung hat, drauf gesetzt, und darüber und um den Hals des Patienten ein Weibermantel gehängt, so daß der Untertheil des Körpers im Wasser, und der Obertheil desselben bis an den Kopf in einem Qualmbade sitzt, das eben die Wärme hat, wie das Wasser. Oder man lasse eine Badewanne ma-

machen, die drei Fuß hoch, eben so lang ist, und anderthalb Fuß am breiten Ende, am andern nur etwa einen Fuß Breite hat. Ueber diese läßt man einen Deckel mit einem Ausschnitt am breiten Ende für den Hals des Badenden machen, in der Wanne läßt man ein Bänkchen befestigen, und wenn der Kranke im Bade sitzt, deckt man den Deckel über die Wanne, und breitet allenfalls noch einen kleinen aber dichten Mantel um den Nacken des Badenden.

Ist der Kranke schwach, so unterstütze man ihn sorgfältig, damit er sich beim Einsteigen in das Bad keinen Schaden zufüge. Oft werden solche Kranke schwindelnd, es wird ihnen schwarz vor den Augen, sie werden wohl gar ohnmächtig, wenn sie gerade aufstehen; diese muß man in sitzender Stellung in die Wanne tragen, man muß ihnen während des Bades von Zeit zu Zeit das Gesicht und die Schläfe mit Wein oder Essig waschen, auch etwas zu riechen oder einzunehmen geben.

Man kann den Badenden mit einer mäßig starken Bürste oder mit einem wollenen Tuche gelinde reiben, so weit man dazu kann, ohne ihn zu sehr aufzudecken. Der Badende selbst muß sich ruhig halten.

Eine Hauptregel ist es, daß während des Bades alles ruhig um den Kranken seyn muß. Besonders wenn ein Frauenzimmer sich badet, schone man die Schamhaftigkeit desselben. Sie muß sich ganz sicher wissen, das Zimmer muß verfinstert werden, und wohl verschlossen seyn; alles

Klo-

Klopfen an der Thüre und in der Nähe muß unterbleiben; es darf während des Bades niemand weder aus dem Zimmer noch in dasselbe; es dürfen keine Haushaltungsgeschäfte vor sie gebracht, sie darf nicht um dieß und jenes gefragt werden. Die Furcht, Schüchternheit und Unruhe, welcher sie ausgesetzt wird, verhindert sonst die guten Wirkungen des Bades, ihr Nervensystem wird mehr beunruhigt und geschwächt als besänftigt und gestärkt, und sie kommt kränker aus dem Bade, als sie in dasselbe stieg. Wenn ein Kind badet, und unwillig wird, schreit und nicht im Bade bleiben will, so behandle man es nicht rauh, und suche nicht, es mit Gewalt im Bade zu halten, sondern man bestrebe sich, es zu besänftigen, gebe ihm Spielwerk, Zucker oder sonst etwas, das ihm angenehm ist.

Hat der Badende Kopfschmerzen, so binde man ein Tuch um den Kopf und wasche diesen zuweilen mit kaltem Wasser, oder mit Lavendel-Melissengeist, u. dergl. Ueberhaupt lasse man keinen Dampf an das Gesicht des Kranken, zumal wenn starkriechende Kräuter oder Schwefelauflösungen mit im Bade sind.

Wie lange der Kranke im Bade bleiben soll, ist verschieden nach der Krankheit und den Umständen; gewöhnlich eine halbe bis ganze Stunde, Kinder eine Viertel- bis zu seiner halben Stunde lang. Es kann' jedoch Fälle geben, die der Arzt bestimmt, da es dem Kranken nützlich ist, wenn er mehrere Stunden lang im Bade sitzet.

Wird

Wird das Wasser während des Bades kühler, als es dem Kranken angenehm ist, so gieße man etwas warmes, in Bereitschaft gehaltenes Wasser nach.

Ist die Zeit, wie lange der Kranke im Bade bleiben sollte, verstrichen, so mache man Anstalt, ihn wieder herauszunehmen. Ist es ein Kranker der zu Bette liegt, oder nach dem Bade im Bette bleiben soll, so wärme man zuvor dasselbe, lege ein gewärmtes großes Leinentuch in dasselbe, ein anderes dergleichen halte man in Bereitschaft. Nun nehme man den Kranken aus dem Bade, lasse ihn sogleich, ohne ihn erst lange abzutrocknen, in das Bette legen, breite das andere gewärmte Leinentuch über ihn, wickele ihn am ganzen Körper so hinein, daß sich alle, auf der Haut befindliche Nässe in die Leinentücher zieht, und die Haut trocken wird. Alsdann nimmt man diese Tücher weg, läßt den Kranken im bloßen Bette liegen, und bedeckt ihn mit der gewärmten Zudecke. Kann sich der Kranke selbst behelfen, oder ist es nicht nöthig daß er sich nach dem Bade in das Bette lege, so nehme er gleich beim Aussteigen aus den Wasser einen weiten langen Mandel von Flanell, oder noch besser ein großes Leinentuch, beides stark erwärmt, über, trockne sich am Ofen ab, und ziehe dann die mäßig erwärmten Kleider an. Das Hemde, die Betten oder die Kleider zu räuchern, ist weder nöthig noch rathsam, aber frische und weiße Wäsche nehme man nach dem Bade. Wer nicht bettlägerig ist, oder wer die Bäder als diä-

diätisches Mittel gebraucht, kann im Sommer im Freien spazieren gehen; bei kühler Witterung oder bei Wind und Regen bleibe man im gewärmten Zimmer. Man verschaffe dem Gebadeten eine angenehme Unterhaltung, lasse ihn etwas Speise und Getränke, oder wenn er es bedarf, Arzenei zu sich nehmen.

Man muß sogleich, wie der Kranke aus dem Bade gestiegen ist, die Wanne wieder zudecken, damit kein Brudel und Qualm aus derselben steige, und sich in dem Zimmer verbreite. Besser ist es freilich, wenn die Umstände es erlauben, daß das Bad in einem andern, als dem Kranken- oder Wohnzimmer kann angestellt werden, damit der Dampf, zumal von den starkriechenden Kräutern, den Kranken und die übrigen im Zimmer befindlichen Personen, nicht belästige. Kann dieß jedoch nicht seyn, so lüfte man nach dem Bade das Zimmer, räuchere auch ein wenig mit Räucherpulver.

Meistens wird das Bad nicht von bloßem Wasser, sondern mit irgend einem Zusatze gemacht. Wird Seife dazu verordnet, so schneidet man diese in kleine Stückchen, löst sie in einem Topfe voll Wasser durch Kochen auf und gießt sie zum übrigen Wasser in die Wanne. Auf das für ein Kind bestimmte Bad nimmt man etliche Loth, auf das für eine erwachsene Person bestimmte $\frac{1}{4}$ Pfund Seife. Zu solchen Bädern, welche nur einen sehr sanften Reiz bewirken sollen, kommen gewöhnlich Kleien, schleimichte Wurzeln, Kräuter

ter, z. B. Malven, Hollunderblüthen, Althäwurzel, Leinsaamen, Huflattig und andere mehr, wozu man ebenfalls noch eine Portion Seife nehmen kann. Man kocht von solchen Mitteln einige Hände voll in einem großen Topfe hinlänglich stark bis zur gehörigen Auflösung, gießt alsdann alles in einen Sack von grober Leinewand oder von Zwillich, der schon in der Wanne hängt, bindet ihn zu, drückt das meiste durch, und läßt alsdann den Sack im Wasser mit liegen. Soll das Bad etwas stärker reizen, so macht man auch wohl ein Senfbad. Dazu werden für ein Kind, etliche Loth, für ein Erwachsenes $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Pfund gestoßener Senf gelinde aufgekocht, und mit dem Wasser in der Wanne vermischt, indem man die Abkochung durch ein Säckchen gießt. Stärkende und krampfstillende Bäder werden gewöhnlich mit den Blumen und dem Kraute von Chamillen, Krausemünze, Lavendel, Rosmarin, Quendel, Narde, auch mit innländischen gewürzhaften Saamen, z. B. Kümmel, Fenchel, Wachholderbeeren, und andern mehr, verfertigt. Alle diese Mittel, welche einen gewürzhaften starken Geruch haben, werden nur abgebrüht, alsdann durch einen Sack gegossen und dieser zugebunden mit in das Bad gelegt. Sollen geistige Zusätze zum Bade kommen, Wein oder Brandewein, so gieße man diese erst dann hinzu, wenn der Kranke schon im Bade sich befindet. Die Quantität ist verschieden, und muß vom Arzte genau bestimmt werden. — Zu Milch-Bädern wird selten Milch allein genommen,

men, sondern gewöhnlich nur die Hälfte oder ein Drittheil, und man thut wohl, wenn man Flußwasser dazu nimmt, oder vor der Beimischung der Milch etwas verkochte Seife zu dem Wasser hinzugießt. Zu den sehr heilsamen Malzbädern nimmt man für Kinder ein, oder für Erwachsene etliche Pfund Malz, kocht es in einem Kessel voll Wasser und gießt es zum Bade Nur in Ermangelung des Malzes nehme man Gerste oder Weizen. Bei allen solchen Mitteln bediene man sich des oben erwähnten Sackes, damit sie sich nicht an die Haut des Badenden anhängen und sie beschmutzen. Zu ernährenden Bädern nimmt man auch, außer der Milch oder dem Malze, Abkochungen von Fleisch, besonders von Kalbsfüßen. — Zu den Salzbädern wird ½ bis zu einem ganzen Pfund Kochsalz genommen. Die Bäder mit solchen Züsätzen kann man, wenn es nicht zu warm ist, zwei bis drei Tage hintereinander noch zum weitern Gebrauch aufheben, dann aber muß man sie weggießen. Im Sommer, wenn es sehr heiß ist, wird sich jedoch nicht jedes Bad lange gut halten, sondern es stellt sich bei den Abkochungen und andern gährungsfähigen Zusätzen bald eine gelinde Gährung ein, und die Flüssigkeit wird säuerlich.

Die ganzen Bäder sind eigentlich am vortheilhaftesten. Es muß aber das Wasser, wenn es ein ganzes Bad heißen soll, dem Badenden bis an den Hals gehen, so, daß der ganze Körper darin steckt. Nach ihnen kommen die Halbbäder. Der Badende sitzt bis an die Brust im

Wasser,

Wasser, und der übrige Theil des Körpers ist von dem warmen Dunste desselben umgeben. Dazu muß die Wanne, wie oben beschrieben wurde, eingerichtet seyn, und der obere Körper mit einem dichten Mantel umhüllet werden.

Die Fußbäder oder eigentlich Beinbäder, müssen bis über die Waden gehen. Sie haben freilich nicht die volle Wirkung der ganzen und halben Bäder, jedoch gewähren sie die Vortheile jener in geringerem Grade, und haben dabei wenigstens das Gute, daß sie viel leichter, mit weniger Umständen, in geschwinderer Zeit und daher öfter, können angestellt werden.

Sie werden, wie die vorhergehenden, theils mit bloßem Wasser, theils und öfterer mit Zusätzen von wirksamen Mitteln gemacht. Man kann daher auch gelind und stärker reizende, stärkende und krampfstillende Beinbäder machen. Man nimmt dazu die oben erwähnten Mittel, und setzt sie auf die beschriebene Art, dem Wasser hinzu, mit der Abänderung, daß man zu den Beinbädern eine verhältnißmäßig geringere Menge jener Mittel nimmt.

Der Grad der Wärme muß ebenfalls milchlau seyn. Während des Bades umhängt man die Beine mit einem dichten Tuche, damit der Dunst des Wassers beisammen bleibe, auch die Beine nicht erkältet werden.

Uebrigens beobachte man alle die Vorsichtsregeln, welche oben angegeben und bei dem Fußbade

bade mit anwendbar sind, vor, bei und nach demselben.

Die Fußbäder können, beinahe in jedem Falle als heilsame Hausmittel betrachtet und gebraucht werden. Besonders bei Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit, Schwindel, Zahnschmerzen, Müdigkeit der Glieder, Brustbeschwerden, Brustkrämpfen, überhaupt bei Krämpfen, bei unordentlichem Umlauf des Blutes, fliegender Hitze, Blutwallung bei drohenden Blutflüssen, zu starkem Nasenbluten, bei Bluthusten, in Fiebern zur Beförderung der Ausdünstung, und in vielen Fällen mehr.

Eben so gut, wie die Fußbäder, kann man auch Armbäder machen. Um sie anzuwenden, entblößt man die Arme bis über die Ellenbogen, und legt sie in ein gehörig tiefes Gefäß mit dem lauwarmen Wasser und den Zusätzen. Man kann sie in eben den Zufällen benutzen, in denen die Fußbäder anwendbar sind.

Heiße Bäder, oder sehr warme, sind diejenigen, deren Wärme die Blutwärme beträchtlich übertrifft, die also dem bloßen Gefühle schon heiß vorkommen, nach dem Fahrenheitschen Wärmemesser aber 100 Grad und drüber haben. Sie machen einen sehr heftigen und durchdringenden Reiz auf die Haut und auf den ganzen Körper, erregen die Thätigkeit des Nerven- und Blutsystems in hohem Grade, und sind daher gewagte, zwar höchstwirksame, aber auch leicht schädliche Mittel, deren Anwendung genau vom Arzte selbst

vor-

vorgeschrieben werden muß. Es giebt allerdings Fälle, da sie vortreffliche Wirkung thun, wenn sie gerade passen und gehörig gebraucht werden.

Sie werden nur sehr kurze Zeit angewendet, es ist mehr ein Eintauchen, als Baden zu nennen. Längstens dürfen sie eine Minute dauern, und dann muß der Kranke gleich wieder herausgebracht werden. Man macht sie theils von bloßem Wasser, öfterer aber mit starkreizenden Kräutern, mit Wein oder Brandewein. Sie dürfen aber nicht in so hohem Grade heiß seyn, daß sie zerstörend wirken und die Haut wirklich verbrennen, sondern der vom Arzte bestimmte Wärmegrad muß genau beobachtet werden.

Nach diesem Bade muß der Kranke sogleich ins Bette gebracht, aber nicht gar zu warm zugedeckt werden, und man giebt ihm die passenden, vom Arzte vorgeschriebenen Arzeneien oder Erquickungen.

Kühle Bäder sind solche, die weder lauwarm, noch ganz kalt sind, in denen der Wärmemesser 85° bis einige Grade unter 70° (Fahr.) zeigt. Das kühle Bad entzieht dem Körper von seiner Wärme, vermindert also einen wichtigen Lebensreiz und daher auch die Thätigkeit zunächst der Haut, des Blut- und Nervensystems, und hierdurch des ganzen Körpers. Dieses bestimmt seine Anwendung in Krankheiten. Wo eine zu große Schlaffheit des Körpers, zu viele Hitze, zu starke oder vielmehr zu sehr angestrengte Thätigkeit der Verrichtungen des Körpers ist, da wird es

mit

mit Nutzen angewendet. Man beobachte den vom Arzte vorgeschriebenen Grad der Kühlung genau, damit es nicht ganz kalt sey. So lange, als im lauwarmen Bade, bleibt der Kranke in diesem nicht sitzen, sondern die Zeit muß vom Arzte genau bestimmt seyn, und wird selten eine Viertelstunde betragen. Nach dem Bade wird der Kranke schnell abgetrocknet, und nun mit warmen wollenen Tüchern gelinde gerieben, zuweilen auch mit Wein, Brandewein oder sonst einem stärkenden Mittel abgewaschen.

Die kalten Bäder sind noch seltener. Nach dem Gefühle ist das Wasser so, als wenn es dem Gefrieren nahe wäre, nach dem Fahrenheitschen Thermometer unter 68° bis zu 50°. Im ersten Augenblick seiner Berührung mit dem Körper wirkt es als ein erschütternder, durchdringender, heftiger Reiz, in der längern Anwendung schwächt es, und seine Wirkung gleicht zwar der des kühlen Bades, ist aber in weit höherm Grade zu bemerken. Es erkältet den Körper schnell und schwächt die Verrichtungen desselben; die Haut zieht sich krampfhaft zusammen, das Blut wird von den gebadeten Theilen zurückgetrieben und sammelt sich in den größern Blutbehältern im innern des Körpers an, z. B. im Gehirn, in der Lunge, im Herzen. Der Gebrauch der kalten Bäder schränkt sich bei Krankheiten in der Regel auf schnell vorübergehende Anwendung ein. Der Kranke wird zuerst durch kaltes Waschen des Kopfes, der Brust und der Achselgruben ein wenig

ab-

abgekühlt, damit ihn die plötzliche Kälte nicht zu sehr und zu unangenehm erschüttere. Dann taucht man ihn schnell in das Bad, oder er wirft sich selbst hinein. Den Kopf erhalte man über dem Wasser, benetze ihn aber mit demselben. Die Zeit wie lange der Kranke im Wasser bleibt, darf nur sehr kurz seyn; gewöhnlich ist der Arzt selbst zugegen, und bestimmt sie genau. Selten darf sie bis und über eine ganze Minute betragen, sondern nach einigen Sekunden nimmt man den Kranken wieder aus dem Bade heraus, trocknet ihn schnell ab, und reibt ihn gelinde mit einem wollenen Tuche am ganzen Körper. Das allgemeine kalte Bad ist allemal ein sehr heftiges, gewagtes Mittel, und sollte nie anders als in Beiseyn des Arztes unternommen werden. Oft bleiben die Kranken wie vom Schlage getroffen im Bade liegen, oder sind ganz erstarrt, müssen wie todt aus dem Bade getragen werden, und kommen erst durch Bürsten und Reiben, durch Riechen an starken Reizmitteln, wieder zu sich. Man muß sich daher auf alle Fälle mit hinlänglicher Hülfe vorsehen.

Statt des allgemeinen kalten Bades wird zuweilen von den Aerzten das Uebergießen mit kaltem Wasser angewendet. Besonders hat man dieß in England zuerst öfters versucht, und es scheint in manchen Krankheiten noch vortheilhafter und weniger gewagt zu seyn, als das ganze Bad. Man entkleidet den Kranken, setzt ihn in eine Wanne, und gießt einen Eimer voll

kal-

kaltes Wasser über ihn aus. Sogleich wie dieß geschehen ist, trocknet man ihn ab und bringt ihn wieder zu Bette.

Kann der Kranke sich nicht so viel bewegen, oder will man noch weniger Umstände machen, so kann man auch statt des Bades die Einwickelung anwenden. Man entkleidet den Kranken, wobei man ihn im Bette lassen kann, taucht eine hinlänglich große Frießdecke in ganz kaltes Wasser, ringt sie wieder aus, so daß sie nur feucht bleibt, und wickelt nun schnell den Kranken mit dem ganzen Körper hinein. Man kann zuvor einige Tücher unter den Kranken legen, damit das Bette nicht naß gemacht werde. Nach fünf oder höchstens 10 Minuten nimmt man die Decke wieder hinweg, und bedeckt den Kranken mit seiner Bettdecke.

Statt des Bades wird zuweilen das Abwaschen des Kranken verordnet. Man nimmt dazu einen hinlänglich großen Badeschwamm, benetzet ihn mit dem verordneten Mittel, und überfährt nun nach und nach den ganzen Körper des Kranken. Bei großer trockner Hitze wird dazu kaltes Wasser, zuweilen auch Eßig, bei Schwäche warmer Wein, oder ein anderes stärkendes Mittel genommen. Diese Abwaschungen sind sehr wohlthätig für den Kranken, und da sie wenig Vorbereitungen erfordern, so können sie oft vorgenommen werden. Man wendet sie in hitzigen Fiebern mit trockener Haut, in Ausschlagsfiebern, selbst im Scharlachfieber an, und wenn der Arzt

sie verordnet, so erschwere man ja die Anwendung dieses heilsamen Mittels nicht durch Vorurtheile und ungegründete Furcht.

Trockene Bäder werden mit Sand, Asche, Kleien, Baum-Blättern und Kräutern gemacht. Sie dienen dazu, um auf den Körper einen gelinden durchdringenden Reiz anzubringen, Schweiß zu befördern, rheumatische und gichtische Schmerzen zu stillen, und in mehreren andern Fällen.

Nimmt man Asche oder Sand dazu, so müssen sie erst durchgesiebt werden. Dann erwärmt man einen Theil davon in Töpfen am Feuer, oder man schüttet sie in einen warmen Backofen. Durch Vermengen mit einem andern noch kalten Theile sucht man die Wärme auf den gehörigen Grad zu bringen. Man hüte sich ja sehr sorgfältig, daß man den Sand nicht zu heiß mache, oder noch glühende Asche unter die übrige bringe. Die Kleien wärmt man ebenfalls erst, und zwar kann man die ganze nöthige Menge zugleich gelinde wärmen, damit man durch zu starkes Erhitzen eines Theils, diesen davon nicht verbrenne. Die Blätter oder Kräuter müssen zerschnitten, trocken gemacht und ebenfalls ein wenig erwärmt werden.

Bei dem Gebrauche selbst, nimmt man eine Wanne, die so lang ist, daß der Kranke darin liegen kann. Zuerst streut man unten eine handhohe Lage, dann legt man den Kranken darauf, und schüttet über den ganzen Körper, das Gesicht ausgenommen, so lange nach, bis derselbe wieder

einer Hand hoch damit bedeckt ist. Der Kopf muß etwas höher als der übrige Körper liegen, die Haare müssen mit einem Tuche umbunden seyn. Das Gesicht muß geschont und frei bleiben; man kann es allenfalls mit einem leichten Tüchelchen bedecken, damit kein Staub daran komme. Man kann den Kranken eine halbe bis ganze Stunde lang darin lassen, und giebt ihn während dieser Zeit zuweilen etwas zur Erquickung. Soll es nur ein Halbbad seyn, so setzt sich der Kranke auf eine solche Lage in der Wanne, und nun umgiebt man ihn mit diesen Mitteln bis an die Brust.

Nach Verlauf der bestimmten Zeit nimmt man ihn wieder heraus, bringt ihn zu Bette, und reinigt ihn von den anklebenden Theilen des Bades. Hat sich viel Schmutz an die Haut gesetzt, so kann man den Kranken mit kalten Wasser, mit etwas Wein oder Brandewein vermischt, abwaschen.

Oft werden auch trockne Fußbäder mit jenen Mitteln verordnet, da man die Beine in ein tiefes Gefäß setzt, und sie mit den bestimmten, vorher gehörig erwärmten Mitteln bis an die Kniee umschüttet. Eine halbe bis ganze Stunde kann man sie darin lassen, worauf man sie reinigt, abtrocknet, wenn sie geschwitzt haben, und durch warme Strümpfe, oder im Bette, vor Erkältung schützt.

Dampfbäder sind solche, da man den ganzen Körper, oder einen Theil desselben mit Dämpfen umgiebt, die man entweder durch Ko-

chen des Wassers allein und in Verbindung mit andern Mitteln, oder durch Verbrennen gewisser harziger Stoffe hervorbringt. Ersteres heißen eigentlicher Qualm- oder Brudelbäder; letzteres, Räucherungen oder Rauchbäder. Ganze Brudelbäder sind in Rußland allgemein gebräuchlich, sowohl bei Gesunden, als bei Kranken; bei uns sind ganze Dampfbäder überhaupt bisher wenig oder gar nicht angewendet worden, sondern bloß die örtlichen, da man nur einzelne Glieder, Arme, Beine, den Kopf oder sonst einen Theil des Körpers den Dämpfen aussetzt.

Sie sind wirksame, oft sehr nützliche Mittel, und leisten vortrefliche Dienste, besonders in schmerzhaften Flüssen, (Rheumatismen) bei Geschwulsten, Stockungen, zur Hervorbringung eines starken Schweißes, und in mehreren andern Fällen, wo sie anwendbar sind.

Die ganzen Dampfbäder, sowohl mit Wasserdämpfen, als mit Räucherungen, könnte man in der Kürze auf folgende Art anstellen. Der Kranke müßte entkleidet auf einem Stuhlgestelle sitzen, das vorne am Rande mit einem vielfach zusammengelegten Tuche bedeckt wäre, damit der Kranke weich säße. Unter den Stuhl würde ein Gefäß mit Kohlen gesetzt, und hierauf eine Schüssel oder ein Topf mit dem Wasser und den übrigen Mitteln, deren Dämpfe man anwenden will, damit es ins Kochen geräth. Noch besser, wenn man von einer Zeit zur andern heiße Steine, oder Stücke heißes Eisen in das Gefäß wirft, wodurch schnel-

schneller die Dämpfe erregt werden. Soll trocken geräuchert werden, so braucht man weniger Kohlen, und streut das Rauchwerk auf. Nun umhängt man den Kranken mit einem weiten, dichten Mantel, damit sich der Dampf um ihn sammeln kann. Um den Hals lege man diesen Mantel sehr dicht an, damit der Qualm den Kranken nicht belästige. Soll der Kranke öfters solche Dampfbäder gebrauchen, so kann man ein besonderes Gestelle dazu machen lassen. Zum Sitzen kann man einen Stuhl ohne Lehne nehmen, dessen Sitz weitläuftig geflochten, oder mit einigen Leisten queer über versehen ist, zwischen denen hinlänglich Raum bleibt, daß der Rauch aufsteigen kann. Nun verfertige man eine Art hohler Pyramide auf folgende Art. Zwei breite in einen Zirkel gebogene Reife, einer nur von der Weite, daß ohngefähr der Kopf eines Menschen hindurch kann, der andere aber so groß, daß er den ganzen Sitz umschließt, und noch die Knie und Beine des Sitzenden Raum haben, also ohngefähr drei bis viertehalb Schuh im Durchmesser. An diese Reife befestigt man acht bis zwölf Stäbe, $2\frac{1}{4}$ Elle lang, so daß der kleinere Reif ganz an das obere Ende der Stäbe, der Größere in die Mitte derselben kommt. Will man nun bei dem Kranken ein Dampfbad anwenden, so setzt er sich auf den Stuhl, man hebt die Pyramide über ihn, so daß sein Kopf oben herausragt, und breitet einen großen dichten Mantel über die Stäbe weg, den man am Halse des Kranken so zusammenzieht, daß

daß die Dämpfe nicht heraus können. Um die Gefäße bequem unten in diese hohle Pyramide setzen zu können, kann man von zwei neben einander befindlichen Stäben ein Stück vom untern Ende abschneiden. Will man Wachsleinewand zur Decke nehmen, so hält diese allerdings die Dämpfe noch besser beisammen. Oder man überspanne eine große Badewanne mit fester Leinewand, so daß der Kranke statt in der Wanne, gerade auf der Leinewand über derselben liegt. Unten wird eine Oeffnung locker gelassen, wodurch in das Wasser, womit die Wanne etwa zum dritten Theile angefüllt ist, von Zeit zu Zeit heiße Steine gebracht werden können. Der Kranke wird mit Tüchern umhängt. Auf diese Art dringen die brudelnden Dämpfe durch die überspannte Leinewand, und umgeben den ganzen Körper des Kranken.

Um einzelne Theile und Glieder des Körpers mit Dämpfen zu bähen, hält man jene über das dampfende Gefäß, und bedeckt sie mit Tüchern. Nach der Verschiedenheit der Theile muß man hierzu auch verschiedene Zubereitungen machen. Ist es zum Beispiel ein Arm, so setze der Kranke sich auf einen Stuhl seitwärts, so daß der kranke Arm über die Lehne herunter hängt. Man kann nun ein langes Leinentuch oben an den Arm befestigen, daß es bis auf die Erde herunter langt; die beiden Seiten davon steckt man zusammen, daß an der obern Hälfte die Stuhllehne noch mit hineinkommt, unten aber ziehe man es um die

bei-

beiden hintern Stuhlfüße herum, und hier kann man alsdann die Dampfgefäße hineinsetzen.

Nach diesen Dampfbädern werden die Glieder mit einer verordneten Salbe oder mit einem stärkenden Balsam, Spiritus, oder mit einem gewärmten wollenen Tuche, gerieben, alsdann warm bedeckt, und der Kranke legt sich entweder in ein Bette, oder in der warmen Stube auf ein Sopha und wartet die Ausdünstung ab. Auch kann er etwas zur Erquickung zu sich nehmen, aber er hüte sich ja, gleich ins Freye zu gehen, oder sich zu ermüden und auf irgend eine Art zu erkälten.

7. Das Einstreuen der Arzeneimittel in das Bette des Kranken, wird in manchen Fällen verordnet, damit sein Körper beständig in einem Dunstbade dieser Mittel liege. Hierzu werden starkriechende, kräftige Mittel als Pulver angewendet, z. B. Kampfer und andere gewürzhafte Sachen. Ist das Pulver fein genug, so kann man es im ganzen Bette umherstreuen, ist es aber grob, so muß man es nur an einige Stellen hinlegen, damit der Kranke nicht darauf zu liegen komme, und es ihm Schmerzen verursache. Man könnte diese Mittel allenfalls auch in einige Säckchen von dünner Leinewand füllen, und sie zu dem Kranken in das Bette legen.

8. Wachstaffent wird gebraucht, um eine starke Ausdünstung an bestimmten Theilen des Körpers zu bewirken, diese zusammen zu halten, und solchergestalt eine Art von gelindem Dunst-

Dunstbade um diesen Theil zu unterhalten, welches dabei beständig die gleiche Wärme des Körpers hat. Man wickelt daher ganze Glieder in Wachstaffent, oder macht Fußsocken, Strümpfe, halbe Beinkleider, Aermel, Westen rc. davon. Von einer Zeit zur andern etwan zweimal in 24 Stunden, nimmt man ihn ab, wischt die gesammelte Feuchtigkeit rein hinweg, und reibt mit einem gewärmten Tuche den Theil, wo der Wachstaffent lag, recht ab. Zuweilen wird auch in dieser Zwischenzeit Salbe einzureiben verordnet, worauf man den Wachstaffent wieder umlegt. Manche haben zwar auch die Wachsleinewand hierzu brauchen wollen, allein diese ist viel gröber, hat hin und wieder Löcher, bricht leicht, und fügt sich gar nicht so fein und glatt an den Körper und in alle Falten und Biegungen. Vorzüglich nützlich ist die Einwickelung in Wachstaffent bei hartnäckigen rheumatischen und gichtischen Schmerzen und Geschwulsten.

Dritte Abtheilung.

Das Verhalten und die Abwartung des Kranken in Rücksicht der Lebensordnung.

Einleitung.

Mit dem Worte Lebensordnung oder Diät bezeichnen wir alles, was auf das Befinden des Kranken Einfluß hat, ohne im engsten Verstande Arzeneimittel zu seyn. Zwar geben wir oft gewissen Dingen den Namen Arzenei, welche zur Lebensordnung gehören, und einen heilsamen Einfluß auf die Gesundheit äußern, z. B. der frischen Luft; allein dieß geschieht nur durch Verwechselung und Unbestimmtheit der Begriffe. Unter Arzenei im engsten Verstande verstehen wir solche Dinge, welche vom Arzte zu einem bestimmten Zweck, in bestimmten Gaben und zu bestimmter Zeit verordnet werden; Arzenei im weitern Sinne nennt man aber zuweilen alles, was der Gesundheit zuträglich ist. Es ist leicht einzusehen, daß der Un-

Unterschied zwischen diätetischen und Arzenei-Mitteln an und für sich nicht wesentlich ist: das leichteste Mittel kann durch die bestimmte Verordnung des Arztes zur Arzenei werden, blos diese macht also den Unterschied.

Wir rechnen aber zur Lebensordnung oder Diät nicht etwan blos das was der Kranke zu sich nimmt, nämlich Speisen und Getränke, sondern alles was ihn von aussen umgiebt und berührt, nämlich die Beschaffenheit der Luft die er einathmet, den Einfluß der verschiedenen Witterung, die Wohnung, Kleidung u. s. w., dann auch die Sorgfalt für verschiedene Zustände und Veränderungen des Körpers selbst, als für den Schlaf und das Wachen, für die Ruhe oder Bewegung des Körpers, und für die Ausleerungen desselben.

Die zweckmäßige Einrichtung der Lebensordnung ist von der größten Wichtigkeit bei der Heilung der Krankheiten; sie ist gewiß eben so unentbehrlich, wie die Arzenei selbst. Alles, was mit dem Körper in Vereinigung oder Berührung kommt, wirkt auf ihn und erregt Gegenwirkung, die zum Nachtheil oder zum Vortheil seiner Gesundheit seyn kann. Dieß bestimmt auf der einen Seite der jedesmalige Zustand des Körpers, auf der andern die Beschaffenheit und Menge der äussern einwirkenden Dinge. Von den meisten zur Diät gehörigen Dingen ist der Mensch beständig umgeben, sie wirken auf verschiedenen Wegen anhaltend auf ihn, bestimmen also am meisten die Art seiner Existenz. Werden sie vom Arzte, von den

den Personen, welche den Kranken umgeben, und vom Kranken selbst so geordnet und angewendet, daß sie zum gegenwärtigen Zustande seines Körpers passen, und in Harmonie mit dem Plane zur Heilung der Krankheit sind, so vereinigt sich ihr sanfter, anhaltender Einfluß mit den bestimmten Wirkungen der Medizin, und sie befördern gemeinschaftlich mit dieser die Besserung. Findet aber das Gegentheil statt, ist die Diät unordentlich, unbestimmt, und dem Krankheitscharakter nicht angemessen, so verdirbt diese, was die Arzeneimittel gut machen, sie arbeitet deren Wirkung entgegen, statt sie zu unterstützen, die Besserung wird erschwert, oft auch ganz unmöglich gemacht.

Diese Erscheinung ist gar nicht selten. Leider denkt der größte Theil der Kranken nicht an die Wichtigkeit der Diät, und an die Nothwendigkeit, sie genau zu ordnen und zu befolgen. Sie glauben schon viel gethan zu haben, wenn sie nach der Stunde ihren Löffel voll Medizin zu sich nehmen; diese soll alsdann alles bewirken, soll durch übernatürliche Kräfte die Krankheit wegzaubern, während der Kranke ohne Auswahl ißt und trinkt, was ihm schmeckt, und dabei im Uebrigen lebt, wie er nur will. Wird es nun nicht besser mit der Gesundheit, so wundert man sich, giebt auch wohl dem Arzte die Schuld, die man durch Unwissenheit oder Nachlässigkeit selbst auf sich geladen hat.

Erstes Kapitel.

Speisen und Getränke.

Der menschliche Körper bedarf der Nahrung, um seine Kräfte zu stärken, ihre Thätigkeit in Erregung zu halten, die noch nicht ausgebildeten Theile vollends auszubilden, und die vom Ganzen verlohrnen Stoffe wieder zu ersetzen. Vermöge der Einrichtung der Natur empfinden wir dieß Bedürfniß von einer Zeit zur andern bestimmt und deutlich, und wir nennen dieses Gefühl Hunger; das was uns anreizt ihn zu befriedigen, ist der Appetit und die angenehme Empfindung des Geschmacks. Es ist im Körper eine Reihe von Eingeweiden dazu bestimmt, die Nahrungsmittel aufzunehmen und zu verdauen, das heißt, sie in ihre einfachern Bestandtheile aufzulösen, die für die Ernährung des Körpers tauglichen Theile zurück zu behalten, und sie dem thierischen Bestandtheile gleich zu machen, die untauglichen aber wieder aus demselben herauszuschaffen, daher diese Eingeweide auch Verdauungsorgane genannt werden. Sie bestehen aus dem Magen und aus dem ganzen langen Darm, welcher aus den Zwöffingerdarm, den dünnen und den dicken Därmen besteht; es gehören aber auch noch einige Hülfsorgane dazu, nämlich die große hinter dem Magen liegende Magendrüse; sie giebt einen speichelähnlichen Saft her, welcher zur Auflösung der Nahrung dient; und die Leber, welche die Galle absondert, die hauptsächlich zur Ab-

Abscheidung der brauchbaren von den unbrauchbaren Theilen beiträgt; ferner die Saugadern, welche gleich einem Netz von feinen Aederchen die Gedärme umgeben, die brauchbaren Nahrungsstoffe aus diesen einsaugen, sich in größere Adern, und endlich in einen großen Stamm, aus welchem die Nahrungsstoffe ins Blut übergehen, vereinigen. Mit dem Blute werden sie im ganzen Körper vertheilt, und zur Erhaltung desselben angewendet.

Die Speisen und Getränke sind jedoch nicht bloß und allein als Nahrungsmittel, sondern auch als Reizmittel zu betrachten. Sie enthalten nämlich nicht allein Nahrungsstoffe, welche der Körper aufnimmt, und sich zu eigen macht, sondern sie erregen auch mehr oder weniger die Thätigkeit desselben, nachdem sie mehr oder weniger reizende Bestandtheile haben.

Sie sind eben so wichtig für den Kranken, wie die Arzeneimittel, denn sie haben den nämlichen Einfluß, und kommen in die innigste Berührung mit ihm. Die Arzeneimittel werden größtentheils in der Absicht gegeben, um nach den Umständen auf die Kräfte des Körpers zu wirken, ihre Thätigkeit zu vermehren, zu vermindern, oder dieselbe auf besondere einzelne Theile zu richten. Die Nahrungsmittel müssen also sorgfältig ausgewählt werden, daß ihre auf die Kräfte des Körpers wirkenden Bestandtheile sowohl der Krankheit als auch den Arzeneimitteln angemessen seyn.

Bei

Bei der Bestimmung der Nahrungsmittel für Kranke muß man überhaupt vorher überlegen,

1) darf der Kranke jetzt Nahrungsmittel geniessen, sind seine Verdauungs-Organe in dem Stande, daß sie ihre Verrichtungen erfüllen können, äussert die Natur das Bedürfniß dazu?

2) Von welcher Art müssen diese Mittel seyn, müssen sie sehr oder nur wenig nahrhaft seyn, müssen sie zugleich auf die Kräfte reizend wirken, oder dürfen sie dieß nicht?

In Rücksicht der ersten Frage ist in den Krankheiten ein großer Unterschied zwischen den sogenannten hitzigen, fieberhaften, und den langwierigen Krankheiten. Die hitzigen Krankheiten dauern kurze Zeit, 8 bis 14 Tage höchstens drei Wochen, sind heftig, machen eine große Störung in den Verrichtungen der verschiedenen Theile und Systeme unsers Körpers, sie erregen die Lebenskraft zu heftiger unordentlicher Thätigkeit, oder schwächen sie schnell in hohem Grade. Dahin werden alle, oder doch die meisten Fieber gerechnet. Die langwierigen Krankheiten dauern viel länger, ihre Aeusserungen sind weniger heftig, ihr Einfluß auf alle Theile des Körpers nicht gleich anfangs bedeutend, daher sie eine Zeitlang in einzelnen Theilen bestehen können, ohne die Verrichtungen der Andern sogleich merklich zu stören. Bei den fieberhaften Krankheiten leidet meistens das Verdauungssystem des Körpers mit; der

der Magen arbeitet wenig oder gar nicht, daher fehlt auch der Hunger und der Appetit. Wollte man in solchen Fällen demohngeachtet den Magen mit Speisen anfüllen, so würden sie nicht verdaut werden, sie wären nur eine Belästigung für denselben, verschlimmerten die Krankheit, und würden Ursache von neuen übeln Zufällen. Die nämliche Bewandniß hat es, wenn die Krankheit von verdorbenem Magen herrührt, wenn nämlich durch übermässigen Genuß von Speisen, oder durch schädliche, unverdauliche Speisen die Verdauungskräfte des Magens so angestrengt wurden, daß sie erschöpft sind, und jener seine Verrichtung nur träge ausübt. Man kann daher den Mangel des Appetits in diesen Fällen als einen Wink der Natur ansehen, daß man für jetzt die Verdauungsorgane ruhen, ihre Kräfte sammeln lasse, und deswegen gar nichts, oder doch nur äusserst wenig, und nur ganz leichte Speisen zu sich nehmen soll. Ist die Heftigkeit der Krankheit gebrochen, so stellt sich das Bedürfniß des Hungers wieder ein, und kann auch, mit der gehörigen Vorsicht, befriedigt werden. Die Besserung ist also Ursache, daß der Kranke wieder essen will und kann. Falsch ist es und ein sehr schädliches Vorurtheil, wenn ununterrichtete Personen glauben, der Mangel an Appetit sey der schlimmste Zufall bei der Krankheit, wenn der Kranke nur wieder esse, dann habe man schon gewonnen, wenn er auch ohne allen Appetit esse, und in diesem Wahne den Kranken zudringlich

mei-

meistens zum Schaden desselben, zum Essen nöthigen. In gelinden hitzigen und fieberhaften Krankheiten, bei welchen die Verdauung nicht bedeutend gestört ist, und der Appetit sich erhalten hat, desgleichen in langwierigen Krankheiten, ist es erlaubt, in den letztern sogar nothwendig, daß die Kranken essen, allein sie müssen bestimmte Regeln dabei beobachten, und nur solche Speisen genießen, welche sich zu ihrer Krankheit schicken.

Einige allgemeine Regeln, welche die Kranken beim Genusse der Speisen zu beobachten haben.

1. Der Kranke darf gar nichts zu sich nehmen, was der Arzt nicht vorher weiß. Im Anfange der Krankheit zumal, wenn sie noch heftig ist, eben so, wenn sich Besserung einstellen will, kann ein gering scheinender Diätfehler vielen Einfluß auf die Krankheit haben, kann sie leicht verschlimmern, oder kann doch die Besserung verzögern. Oft scheint dem Kranken oder den Anwesenden etwas sehr unschuldig, was doch zu der Krankheit ganz unschicklich ist, daher es der Arzt nicht erlauben würde. Nun kann er aber wohl im Allgemeinen die Diät bestimmen, aber doch nicht insbesondere alles benennen, was nicht erlaubt ist; man frage ihn daher jedesmal erst, ehe man dem Kranken etwas giebt, was der Arzt noch nicht bestimmt erlaubt hat.

2. Der Kranke muß überhaupt weniger essen, als er im gesunden Zustande essen konnte, auch wenn

wenn er Appetit hat. Bei jedem krankhaften Zustande des Körpers leidet doch das Verdauungssystem wenigstens etwas mit, dann wird auch der Magen durch die Arzeneimittel schon angegriffen, und endlich können ja diese selbst nicht gehörig wirken, wenn der Magen immer mit Speisen angefüllt ist, oder seine Kräfte schon durch die Verdauung abgestümpft worden sind. Ist jedoch die Krankheit ganz vorüber, so wirkt sehr oft das Verdauungssystem um so viel mehr, als es vorher unthätig war, der erschöpfte Körper braucht Ersatz der verlohrnen Kräfte und Säfte, und dieß Bedürfniß offenbart sich durch einen sehr starken Appetit. In diesem Falle darf und muß der Genesende mehr essen, denn es wäre Grausamkeit, ihn nun hungern zu lassen; jedoch muß auch hier Ordnung und ein gewisses Maaß beobachtet werden, sonst überfüllt sich derselbe schnell, die Verdauungskräfte können die zu große Masse von Speisen nicht bezwingen, die noch geschwächten einsaugenden Adern, selbst die Blutgefäße werden mit Nahrungsstoffen, die zum Theil nicht einmal gehörig verarbeitet sind, zu sehr angefüllt, und es erfolgt nicht selten ein Rückfall der vorigen, oder eine neue Krankheit. Gleichwohl versehen es hierin viele Genesende, welche ihren Appetit nicht bezähmen können, und noch dazu von ihren Freunden und Bekannten durch mancherlei Leckereien zur Unmäßigkeit verleitet werden.

3. Der Kranke muß jedesmal wenig und, wenn Appetit vorhanden ist, lieber öfters essen,

alsdann kann der Magen desto leichter das Genossene verdauen, seine Verdauungskraft wird nicht auf einmal zu sehr angestrengt, er wird von der Menge der Speisen nicht belästigt, und der Kranke kann desto richtiger beurtheilen, wie ihm das Essen bekommt, ob er noch etwas mehr zu sich nehmen darf, oder ob er wieder von der Quantität der Speisen abbrechen muß.

4. Die Medikamente und die Speisen dürfen nicht gleich im Magen zusammen kommen, deswegen muß man weder zu bald auf die Medizin essen lassen, noch auch zu bald nach dem Essen wieder Arzenei geben. Man richte es so ein, daß wenigstens eine halbe Stunde vor dem Essen und eine volle Stunde nach demselben eingegeben werde.

5. Man nöthige den Kranken ja nicht zum Essen. Hat er noch keinen Appetit, so ist ihm das Essen auch noch nicht zuträglich, und stellt sich der Appetit wieder ein, so braucht man dem Kranken nicht zuzureden; viel lieber halte man ihn zurück, daß er nicht auf einmal zu viel esse. Wiedergenesende müssen besonders in Aufsicht gehalten, und ihr starker Appetit darf nicht nach ihren Gelüsten befriediget werden.

6. Die Zeit, wenn der Kranke etwas Speise zu sich nehmen kann, muß vom Appetit des Kranken, vorzüglich aber von seinem Befinden bestimmt werden. Am besten ist es, in fieberhaften Krankheiten zur Zeit des Nachlasses, früh und zu Mittage; abends, wenn die Verschlimmerung

merung eintritt, muß man den Magen nicht mit Speise belästigen.

Bei der Auswahl der Speisen muß man nun besondere Rücksicht nehmen, auf die Art der Krankheit und auf ihre Perioden. In hitzigen Krankheiten, in starken Fiebern, in der ersten Periode derselben, in welcher alle Zufälle von Heftigkeit sind, dürfen nur ganz leichte Speisen gewählt werden. Ist es eine Krankheit mit übermäßiger Anstrengung der Kräfte, starker Hitze, Entzündung eines innern Theiles, mit starkem, vollem und hartem Pulse, so muß der Kranke mehr kühlende, weniger nahrhafte Speisen genießen, ist aber die Krankheit mit Schwäche verbunden, der Kranke sehr matt, blaß, hat einen kleinen, weichen, schwachen Puls, die Krankheit ist nicht mehr in der ersten und heftigern Periode, oder ist nun in der Abnahme, hat den Kranken sehr erschöpft, durch Schweiße, Durchfälle, Blutflüsse, Speichelfluß u. s. w. sehr abgezehrt, so darf man in allen diesen Fällen kräftigere und nahrhaftere, selbst ein wenig reizende Speisen wählen. Nur beobachte man ja auch hier die Vorsicht, daß man stufenweise gehe, nicht gleich anfangs den Magen mit gar zu nahrhaften und konzentrirten Speisen überlade. Besonders gebe man solche Speisen nach hitzigen und Entzündungsfiebern nicht etwa zu bald und zu reichlich, weil sehr leicht dadurch ein Rückfall könnte veranlaßt werden.

Langwierige (chronische) Krankheiten erfordern zwar meistens leicht verdauliche aber nahr-

hafte Speisen, doch muß man sich hier nach den nähern Umständen richten. Sind solche Krankheiten erst kürzlich entstanden, haben die Patienten bisher eine ziemliche Gesundheit genossen, sind sie vollblütig, haben überhaupt einen gutgenährten, vollsaftigen Körper, so ist es rathsamer, daß sie eine dünne, sparsame Diät einführen, leichte Pflanzenspeisen, überhaupt solche, die nicht sehr nahrhaft sind und auch diese in mäßiger Menge genießen. Haben aber solche Krankheiten schon einige Zeitlang gedauert, ist der Kranke schwächlich, hager, hat die Krankheit die Selbsterhaltung des Körpers angegriffen, ist sie mit beständigem oder doch öfterem Verlust von Säften verbunden, z. B. mit Schweißen, Durchfällen, Blutflüssen, Eiterung, oder Schleimflüssen, so ist es nöthig, daß der Kranke sehr nahrhafte Speisen genieße, damit so gut als möglich das Verlohrne wieder ersetzt werde, frische balsamische Nahrungsstoffe in das Blut kommen, und der Körper in Stand gesetzt werde, der Abzehrung durch Ansetzung neuer Theile so lange als möglich entgegen zu arbeiten.

Manche kränkliche oder schon in der Genesung befindliche Personen haben eine beständige Eßlust, ja zuweilen eine Art Heißhunger. Dieß ist selten ein natürlicher Appetit, und kein wahres Bedürfniß des Körpers, sondern die Reizbarkeit des Magens ist krankhaft erhöht, seine Thätigkeit über die Gebühr angestrengt. Solche Kranke müssen oft essen, um den Magen zu befrie-

friedigen, aber wenig auf einmal, weil die wirkliche Verdauungskraft des Magens nicht so groß und ausdauernd ist, als sie nach dem Gefühl des Hungers zu seyn scheint, woher dann bei seiner höhern Empfindlichkeit eine zu große Portion Speise nur Magendrücken und Schmerzen verursacht. Auch müssen die Speisen weniger nahrhaft seyn, damit der Körper nicht zu sehr mit Nahrungsstoffen überfüllt werde.

Zuweilen äußern Kranke theils während der Höhe der Krankheit, theils in ihrer Abnahme, eine Begierde nach irgend einer besondern Speise oder einem Getränke. Es kann dieß als die erste Regung der wieder thätig gewordenen Verdauungsorgane angesehen werden, und ist oft ein Zeichen, daß die Krankheit sich gebrochen habe, und im Innern des Körpers eine heilsame Veränderung vorgegangen sey. Indessen kann doch auch zuweilen der Fall eintreten, daß die Seele eine dunkle Vorstellung von dem Zustande ihres Körpers und von seinen Bedürfnissen habe und von dieser geleitet, ein gewisses Mittel begehre, das der jetzigen Krankheit angemessen ist. Kranke, die in großer Schwäche liegen, fallen von selbst auf Wein oder auf ein anderes Stärkungsmittel. Andere sehnen sich nach erdigen Mitteln, z. B. Kreide, weil sie den Magen voll Säure, und vielleicht in allen Säften des Körpers eine Neigung zur Säure haben; wieder Andere, und in fieberhaften Krankheiten wohl die Meisten, haben einen natürlichen Trieb zu säuerlichen Dingen, weil

weil die im ganzen Körper vermehrte Erzeugung der Wärme den Trieb zu kühlenden Mitteln erweckt. Oft begehren aber die Kranken auch etwas, das nicht so ganz gleichgültig ist und selbst vielleicht mit der Krankheit in Widerspruch zu stehen scheint, soll man in jedem Falle ihrem Appetite nachgeben und ihrem Sehnen willfahren? Man richte sich, um dieß zu beurtheilen nach folgenden Umständen:

1. Wenn der Kranke kein Leckermaul ist, sich nicht etwa dieß und jenes aussinnt und von der Vorstellung des Wohlgeschmacks allein bestimmt wird, so kann man vermuthen, daß ein innerlicher Trieb der Natur ihn zu seinem Verlangen anreize.

2. Er muß aber auch ohne Vorurtheile seyn, sich nicht voraus einbilden, ein bestimmtes Mittel oder eine gewisse Speise würde ihm heilsam seyn. Kindern, die nicht eigensinnig, nicht verwöhnt, in gesunden Tagen nicht leckerhaft sind, kann man hierin schon mehr trauen.

3. Wenn auch etwas, das sich zur jetzigen Krankheit nicht zu schicken scheint, verlangt wird, so ist dieß weniger bedenklich, wenn es der Kranke von gesunden Tagen her, gewohnt ist.

4. In jedem zweifelhaften Falle sey man vorsichtig, und selbst wenn es etwas Erlaubtes ist, was der Kranke so inständig begehrt, so mache man erst einen Versuch mit Wenigem, und warte die Folgen davon ab. Sieht man, daß es

den Kranken nichts schadet, so kann man ihm alsdann mehr davon geben, wenn er es noch begehrt. Zeigen sich aber bedenkliche Zufälle darauf, so gebe man ihm nichts weiter davon. In jedem Falle muß man jedoch den Arzt davon benachrichtigen; oft glauben der Kranke und die welche um ihn sind, nicht, daß manche schlimme Zufälle von dem Genusse einer Speise herkommen könne, welches doch in der That der Fall ist, und der Arzt kann zuweilen keine Ursache der eingetretenen Verschlimmerung auffinden, weil ihm der begangene Diätfehler verschwiegen wurde.

Wenn die Speisen kühlend und nicht sehr nahrhaft seyn sollen, so wählt man unter folgenden aus: Gemüse, die nicht sehr blähend sind, nicht fett zugerichtet, Spinat, grüner Salat mit Eßig; gekochtes Obst, als gute Aepfel, Pflaumen, milde Kirschen, auch dergleichen Früchte frisch, so wie Erdbeeren, Heidelbeeren, Weintrauben. Etwas milder, und zugleich nahrhafter sind die schleimigten und mehligten Pflanzenspeisen, Wurzeln, Möhren, rothe Rüben, Zuckerwurzeln; Suppe von Hafergrütze, Graupen oder Reis. Sehr erquickend ist eine kalte Schaale von geriebenem Brode mit Zucker, kleinen Rosinen, etwas wenigem Zitronsaft und Wasser; oder, wenn die Fieberhitze nicht so stark mehr ist, mit dünnem Biere; ferner Milch mit geriebenem Brode, Buttermilch, Suppe von Milch und Semmeln, oder Wassersuppe mit Semmeln.

Wenn

Wenn die Speisen, welche der Kranke genießen soll, noch stärker nährend seyn dürfen, so werden sie aus denen ausgewählt, welche sehr viele Nahrungsstoffe konzentrirt in sich enthalten. Diese sind theils noch unter den Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche zu finden, z. B. solche, welche viel Mehl, (Stärkmehl, Kraftmehl,) viel Pflanzen-Gallerte und Schleim enthalten, theils solche Speisen, welche aus dem Thierreiche genommen werden, und die thierische Gallerte enthalten, vorzüglich Fleisch und die Zubereitungen davon. Zu jenen gehören unter mehrern andern auch starke Reissuppen, Mehlmus, vorzüglich Suppen von Sagokörnern auch von Saleppulver, beide bis zur Auflösung gekocht. Zu diesen gehören Fleischbrühe, Gallerte, (Gelée) Suppen von Sago in Fleischbrühe gekocht, überhaupt Suppen von Fleischbrühe mit Semmeln, (Weizenbrod) mit Reis, Graupen und Gries. Die Knochen bestehen aus sehr angehäufter, fester Gallerte, mit Erde verbunden, daher in einem Pfunde Knochen soviel von der nahrhaften Gallerte steckt, als in 6 Pfunden Fleisch. Das Mark in den Knochen enthält nur Fett, und ist zur Ernährung nicht tauglich. Die Knochen werden gestoßen und in einem eisernen Topfe stark ausgekocht. Am besten lassen sich Kalbsknochen, besonders Kalbsfüße verkochen, die sehr stark nährende Brühen geben. Desgleichen gehören unter diese Klasse auch die Eier und deren Zubereitungen; sie dienen besonders zu den

Sup-

Suppen, das Gelbe davon in Fleischbrühe gerührt; weichgesotten mit dem noch flüssigen Weissen desselben und mit Weißbrod gegessen.

Mit allen diesen Nahrungsmitteln kann nun mannichfaltig abgewechselt werden, so zwar, daß Fleisch- und Pflanzenspeisen verbunden, bald von diesen, bald von jenen gewählt wird. Die sehr nahrhaften Speisen erfordern zur Verarbeitung auch mehr Verdauungskräfte, daher man dazwischen zuweilen minder konzentrirte, leichtere Nahrungsmittel geben muß. Zudem glaube man ja nicht, daß die Fleischspeisen durchaus nur angewendet werden dürften, sobald von Ernährung und Stärkung der Kranken die Rede ist. Die Pflanzenspeisen sind auch sehr nahrhaft und verdaulich, sobald ihnen nur durch die Zubereitung nicht diese Eigenschaften benommen werden. Die Pflanzennahrung hat zwar eine Neigung zur Säuerung, dagegen die Fleischnahrung zur Fäulniß; beide erfordern Kraft und Stärke der Verdauungsorgane, um sie zu bezwingen. Oft haben die Kranken einen Abschen gegen alle Fleischnahrung, dagegen ihnen Pflanzenspeisen angenehm sind. Man zwinge sie dann nicht zur erstern, in dem Glauben, Fleisch stärke und Pflanzenspeisen schwächen, sondern man richte sich nach dem Bedürfniße ihrer Natur, das sich durch den Appetit zu erkennen giebt.

Aus allen den oben berührten Nahrungsmitteln kann durch Zubereitungen und schickliche Verbindung Mannichfaltigkeit genug erhalten wer-

werden, so daß gewiß nicht so leicht Ueberdruß bei dem Kranken zu befürchten ist, und man schon eine gute Zeit damit auskommen kann.

In Ansehung der Zubereitung benutze man nur noch folgende Bemerkungen.

Die Speisen werden deshalb erst einer künstlichen Zubereitung übergeben, um sie verdaulicher und angenehmer zu machen. Die Eine dieser Eigenschaften darf aber nicht auf Kosten der Andern vorgezogen werden, am wenigsten darf dem Gaumen zum Nachtheile des Magens geschmeichelt werden. Die Verdaulichkeit wird durch die gehörige Verdünnung mit Wasser oder andern Flüssigkeiten, durch das Auflösen, Erweichen und Mürbemachen der Speisen mittelst des Kochens und Bratens vermehrt. Zum Theil schon hierdurch, zum Theil durch Zusätze von Salz, Fett, Zucker, Gewürzen und andern Sachen mehr, wird der angenehme Geschmack der Speisen erhöht. Die Zusätze sind aber nicht allemal der Gesundheit zuträglich. Das Fett ist am schwersten unter allen Nahrungsmitteln zu verdauen, jemehr daher den Speisen davon zugesetzt wird, desto schwerer wird dem Magen die Verdauung derselben, und desto weniger wird die Absicht der Ernährung und Stärkung durch die Nahrungsmittel erreicht, ja es wird der Genesung des Kranken hinderlich, indem schlecht bearbeitete Nahrungsstoffe ins Blut kommen, die von neuem zu Krankheitsursachen werden. Die Gewürze theilen vermöge ihres ätherischen Oeles den Speisen einen angenehmen Geruch und Ge-

Geschmack mit, sie reizen aber auch den Magen zu stärkerer Thätigkeit und vermehren den Umlauf des Blutes. In zu großer Menge erschöpfen sie also die Kräfte des Magens und verursachen Hitze und Wallung des Blutes. Das Salz dient sowohl zur Erhöhung des Geschmacks durch seine Schärfe, als auch zur Beförderung der Verdauung durch den Reiz auf den Magen, auch selbst dadurch, daß es die auflösende Kraft des Magensaftes, mittelst welcher er am meisten zu Verdauung der Speisen beiträgt, vermehrt. Zu häufig gebraucht, greift es den Magen zu sehr an und schwächt ihn; zuletzt wirkt es nachtheilig auf den ganzen Körper indem es ihn schwächer und reizbarer macht, auch durch üble Verdauung, die aus der Schwächung des Magens erfolgen muß, zu schlechter Beschaffenheit des Nahrungssaftes und deren Folgen Veranlassung giebt. Der Zucker, so wie alle ähnliche Mittel, welche den Zuckerstoff in Menge enthalten, als Honig, Sirup, Most ꝛc. ist sehr wohl zu gebrauchen, um den Geschmack angenehm und lieblich zu machen; er befördert als eine Art milden Salzes durch seinen sanften Reiz auf den Magen die Thätigkeit desselben und vermehrt die Eigenschaft der Magensäfte, die Speisen in ihre einfachen Bestandtheile aufzulösen. Er gehört zugleich unter die nährenden Stoffe für den Körper und kann als eigentliches Nahrungsmittel angesehen werden. Er wirkt also nicht als ein anhaltender oder heftiger Reiz auf den Magen, er bleibt für diesen kein fremdartiger

Kör-

Körper, sondern er ist gleichsam den Gesetzen desselben unterworfen, geht in die Reihe der Verdauungsveränderungen mit ein, läßt sich gleich den andern Nahrungsmitteln auflösen, innig mit den übrigen vermischen und endlich, als milder einfacher wohlthätiger Nahrungsstoff, dem Blute zuführen. Wenn er also auch häufiger und öfter genossen wird, so wird er doch nie schädlich seyn, und im Gegentheil ist sein Gebrauch vor allen andern Zusätzen zu Speisen zu empfehlen.

Einfache Speisen und deren Zurichtungen sind gesünder, als sehr gemischte und künstliche Zubereitungen. Bei Kranken ist dieß vorzüglich zu beobachten. Das Essen ist ja hier nicht die Hauptsache. Die Künsteleien der Kochkunst machen die wohlthätigen gesunden Nahrungsmittel nur unverdaulich, scharf, erhitzend, durchaus ungesund und verleiten zum übermäßigen Genuß derselben durch den Reiz auf den Gaumen. Durch den Wohlgeschmack verführt, nehmen sie mehr zu sich, als es eigentlich Bedürfniß des Körpers ist, und dieses Ueberflüssige belästiget alsdann den Magen. Flüssige und durch Kochen aufgelößte Speisen sind verdaulicher als es feste, harte oder zähe Nahrung seyn kann. Daher schicken sich für Kranke am besten dünne Brühen, Suppen, dünnes Mus, kalte Schaale, und andere dergl. Allmählig nur können die Genesenden zu etwas festeren Speisen übergehen. Für Kinder besonders muß man immer dünne, flüssige Speisen und die mildesten Zubereitungen auswählen.

Ge-

Gekochtes Fleisch ist weniger nahrhaft als gebratenes; von Jenem ist in die Brühe viel Nahrungsstoff durch das Kochen übergegangen, welcher im Gebratenen noch beisammen ist.

Fische sind in der Regel bei Kranken nicht wohl erlaubt; doch kommt dabei viel auf Gewohnheit an. Ihre Zubereitung muß in dem Falle, daß ihr Genuß erlaubt werden kann, ein wenig gewürzhaft seyn, z. B. mit einer gewürzten Brühe, um dem Magen zur Verdauung ihres etwas faden und schwerverdauliches Fleisches anzureizen.

Es ist für Kranke eben so wichtig, die rechten und schicklichen Getränke auszuwählen, als die schicklichen Speisen, ja in fieberhaften Krankheiten noch wichtiger, denn wenn die Kranken oft ohne Widerwillen kaum irgend eine Speise sehen können, so haben sie doch desto größere Neigung zum Trinken; in der Regel auch mehr Bedürfniß dazu, denn theils erregt die vermehrte Hitze auch mehr Trockenheit und Durst, theils entgeht ihnen auch durch verstärkten Schweiß viele Feuchtigkeit. Man will durch das Trinken überhaupt den Trieb nach Kühlung und Erquickung befriedigen, theils eine Verdünnung der Speisen im Magen bewirken, um sie in ihre Grundstoffe auflösbarer und verdaulicher zu machen; theils auch um hinlängliche Flüssigkeit in den Körper zu bringen; oft benutzet man aber auch Getränke, um denselben mit Nahrungsstoffen und Reizmitteln zu versehen. Daher sind nun der Getränke so mancherlei entstan-

standen, aus welchen diejenigen für den Kranken ausgewählt werden müssen, welche für den Stand seiner Krankheit sich am besten schicken. Manche Getränke sind blos kühlend, so wie das frische Wasser und kalte Flüssigkeit überhaupt, so lange sie blos durch ihre Kälte wirkt; säuerliche Getränke; Milch, Molken; Salze in Wasser aufgelöst; Abkochungen mit säuerlichen Früchten, z. B. mit Aepfeln, Kirschen; andere sind erhitzend, als Bier, Wein, warme Getränke, Zusammensetzungen mit gewürzhaften und geistigen Dingen, mit Zimmt, Zitronen und andern Gewürzen, wie der sogenannte Bischoff, Punsch, englische Thee, Kaffee, Schokolade; Andere sind schwach, Andere stärker mit nährenden Stoffen versehen, dahin wieder das Bier gehört, Abkochungen von Gerste, schleimigten und mehligten Wurzeln, von Brod, Hafergrütze, Graupen, Reis und andern dergleichen mehr.

Das Bedürfniß des Körpers nach Flüssigkeiten erzeugt ein gewisses Gefühl, das wir Durst nennen. Es wird uns, je mehr wir dessen Befriedigung verzögern, desto lästiger, ja zuletzt peinlich. Gewiß nicht ohne Ursache erinnert uns die Natur so mächtig an die Befriedigung dieses Bedürfnisses, und wir haben alle Ursache zu glauben, daß sie für unsern Körper sehr wichtig ist, und daß ihre Vernachlässigung von üblen Folgen für ihn seyn muß. Die Zeit, wenn und wie oft der Kranke trinken soll, kann man daher ganz der Bestimmung der Natur überlassen. So oft der

Kranke Durst fühlt, muß er trinken, und man gebe ihm jedesmal, so oft er es verlangt. Ihn öfters zum Trinken zu nöthigen, ist eben so unrichtig, als ihn davon abzuhalten. Hat man nur das schickliche Getränk gewählt, so lasse man ihn trinken, so oft er es mag. Zwar trinken manche Kranke besonders in der Fieberglut zu hastig, zu viel auf einmal. Dieß ist nicht rathsam, weil der Magen mit Getränke zu schnell überschwemmt wird; indessen sey man auch nicht gar zu bedenklich und nehme nicht gleich nach dem ersten Schlucke das Glas wieder vom Munde weg. Im heftigen Durste kann er ein Viertel- auch wohl beinah ein halbes Nösel (etwa den sechsten bis dritten Theil eines Schoppens) auf einmal trinken. Ist jedoch die Hitze und der Durst nicht so brennend, so kann der Kranke mit Wenigerm sich begnügen und dafür desto öfter trinken. Einige Schlücke kann er alle Viertelstunden nehmen. Alles was den Umlauf des Blutes beschleuniget, erregt auch den Durst, daher in Fiebern der oft unauslöschliche Durst, der die Kranken peiniget, und sie so austrocknet, daß sie ganze Fluten zu verschlingen, sich fähig glauben. Ob nun freilich dieses innere verzehrende Feuer nicht allein durch das Trinken gelöscht wird, sondern noch seine besondern Arzeneimittel erfordert, die es allein bezwingen können, so wäre es doch grausam, dem Kranken die Erquickung, die ihm denn doch das Trinken für kurze Zeit gewährt, zu versagen. Auch in manchen langwierigen Krankheiten stellt sich

sich bei den Kranken ein heftiger Durst ein, und auch hier lasse man sie trinken, so viel sie Appetit haben. In der Wassersucht glaubten sonst Manche, aus ungegründetem Vorurtheile, die Kranken dürften nicht trinken, weil es die Krankheit vermehre. Gleichwohl ist es nicht selten, daß die an ihr Leidenden beständigen Durst haben; man lasse sie nur diesen befriedigen, denn es vermehrt die Krankheit nicht, sondern kann ein Mittel werden, sie zu heilen.

In andern Krankheiten fühlen wieder die Kranken ungewöhnlich wenig, ja gar keinen Durst. Dieß ist selten bedenklich, denn gewiß, wenn die Natur es bedürfte, würde sie es melden. Es giebt jedoch Fälle, welche hiervon eine Ausnahme machen. Kranke, deren Gefühl sehr geschwächt ist, die matt, ohne Lebhaftigkeit, ohne Theilnahme an dem was um sie herum vorgeht, mit stumpfen trüben Blicken daliegen, haben auch von den Bedürfnissen des Körpers kein lebhaftes Gefühl, oder doch nicht das Vermögen es lebhaft zu äußern; ferner Kranke, deren Bewußtseyn geschwächt ist, in der Fieberhitze oder aus Schwäche irre reden, Wahnsinnige, fühlen weder Hunger noch Durst, oder wissen doch dieß Gefühl nicht zu deuten. Solche Personen müssen also von einer Zeit zur andern an das Trinken erinnert und dazu aufgemuntert werden, und man reicht ihnen etwas, wenn sie es auch nicht verlangen.

Gleich nach dem Einnehmen der Arzenei lasse man den Kranken nicht zu viel Getränk, sondern

nur etliche Schlücke zu sich nehmen, es sey denn, daß sie sehr scharf und stark wäre, und etwas verdünnt werden müßte, um ihre zu heftige Einwirkung auf den Magen zu mildern.

Welche unter den mancherlei Getränken für den bestimmten Kranken auszuwählen seyn, darüber muß vor allen Dingen der Charakter der Krankheit entscheiden, eben so wie in Ansehung der Speisen. In Fiebern mit großer Anstrengung der Kräfte, mit starker, brennender und trockener Hitze, bei jugendlichen, vollblütigen, kräftigen Personen, sind kühlende Getränke nöthig und heilsam. Ist die Hitze nicht so gar groß, fühlen sich die Kranken nicht sehr stark, sondern eher ein wenig matt, die Glieder wie zerschlagen, so gebe man mehr gleichgültige Getränke, die nicht sehr kühlend, nur erquickend sind. In Fiebern die sich mehr zur Schwäche neigen, in denen die Kranken schon eine Weile zugebracht haben, wo sie sich noch schwächer fühlen, da müssen sie schon gelind reizende Getränke bekommen; aber in bedeutender Schwäche, wenn sie wie zerschlagen ganz kraftlos daliegen, mit blassem, veränderten Gesicht, mehr Kälte als Wärme haben, gebe man reizende und stärkende Getränke. Wenn die Krankheit schon länger gedauert hat, der Kranke viele Säfte durch Schweiße, Blutflüsse, Durchfälle oder Schleimauswurf u. s. w. verlohren hat, etwas abgezehrt ist, so müssen die Getränke zugleich nahrhaft eingerichtet werden. In langwierigen Krankheiten, wo es auf Erhaltung

 der

der Kräfte und auf leichte Ernährung des Körpers ankommt, schicken sich gelind stärkende, nahrhafte und leichtverdauliche Getränke. Wo der Magen besonders stark leidet, z. B. bei Entzündung desselben, da wird selten ein Getränke vertragen; ist es gelinder, hat der Magen eine krampfhafte Empfindlichkeit, Brechen, Schmerzen, so darf er nur wenig auf einmal und ganz mildes, schleimigtes, milchigtes Getränk erhalten. Bei Säure, Brennen im Magen, müssen alle scharfe, sauere und geistige Getränke vermieden werden. Leiden die Gedärme vorzüglich bei Kolikschmerzen, Durchfällen, so müssen ebenfalls gelinde, milde und schleimigte Getränke ausgewählt werden.

In Ansehung der Wärme oder Kälte des Getränkes, muß man die Mittelstraße halten. Ganz eiskalt trinken zu lassen, ist nie zu rathen, allein dem Kranken, der nach einem frischen Trunke lechzet, diese Erquickung ganz zu versagen, und ihn immer nur mit lauwarmen Getränken abzuspeisen, ist auch nicht nöthig. Man gebe ihm, wenn er sich darnach sehnt, seinen Trunk frisches Wasser oder sonst ein kühles Getränk, doch mit Beobachtung folgender Regeln der Vorsichtigkeit. Nie darf das Getränk die höchste Kälte haben, sondern es muß immer schon das was man überschlagen nennt seyn, so wie es etwa in einer Stube von gewöhnlichem Wärmegrade wird, wenn es eine Weile gestanden hat; auch darf der Kranke davon nicht zu viel auf einmal trinken. Er nehme öfters einen Schluck, und halte ihn eine Zeitlang

lang im Munde. Bei trockener Hitze kann er kühl trinken; im Schweiße, zumal wenn dieser nicht unterbrochen werden soll, und der Kranke durch und durch warm und naß ist, darf er durchaus nicht kalt trinken, sondern das Getränk muß mehr als überschlagen, beinah lauwarm seyn. Ist die Haut warm und feucht, und der Schweiß soll befördert werden, so muß der Kranke lauwarm trinken, wozu die Theeaufgüsse am besten sind. Fühlt der Kranke Frost, es sey nun im Anfang des Fiebers oder im Verlaufe desselben, so trinkt er am besten einige Tassen warmen Thee.

Man nehme auch Rücksicht auf die Gewohnheit des Kranken, und widerstrebe derselben nicht gerade zu, wenn sie nur in der jetzigen Krankheit und deren Periode nicht offenbar schädlich ist. Oft hat der Kranke ein Lieblingsgetränk, oder hat einen Widerwillen gegen ein anderes; oft ist eine Person gewöhnt, immer kalt zu trinken, eine Andere wieder warm. Einer ist an starke Getränke gewöhnt, und verträgt schon eher etwas, ein Anderer hat einen sehr empfindlichen Magen, und ihm bekommen nur wenige und milde Getränke. Man gebe also in gleichgültigen Fällen etwas nach, aber nur niemals wider die Natur der Krankheir und des Arztes Verordnung.

Der Fieberkranke muß viel und oft trinken, und doch wird er beständig einerlei Getränk bald überdrüßig. Es ist daher besonders nöthig, daß man hier auf Abwechselung denke, und dem Kranken das unangenehme Gefühl, eine Sache

mit Widerwillen oder gar mit Ekel zu genießen, möglichst erspare. Es mögen daher von jeder Art der Getränke einige hier stehen, aus denen zur Abwechselung gewählt werden kann.

Kühlende Getränke.

Frisches Wasser ist das naturgemäßeste, gesündeste Getränk; soll es noch kühlender werden, so vermische man es mit ein wenig Salpeter, etwa einem Theelöffel voll auf die Kanne, (anderthalb Schoppen); oder mit einigen Theelöffeln voll Milchzucker, auch blos gewöhnlichem Zucker. Verdünnte mineralische Säuren mit Zucker unter das Wasser, z. B. auf eine Kanne Wasser dreißig bis vierzig Tropfen verdünnte Schwefelsäure (Spiritus Vitrioli) mit so viel Zucker, daß es nicht zu säuerlich schmeckt. Pflanzensäuren, Essig oder Zitronsaft, soviel davon in ein Glas Wasser, daß es säuerlich schmeckt, und mit ein wenig Zucker versüßt. Säuerliche Früchte, getrocknet oder auch frisch, z. B. gute, nicht herbe Kirschen, gute Aepfel, eine Handvoll mit ein paar Kannen Wasser recht stark abgekocht, und bis zum Abkühlen wieder hingestellt. Mit diesen Früchten noch mehr aber mit Pflaumen (Zwetschen), darf man nicht zu lange anhalten, weil sonst gern der Stuhlgang durchfällig wird. Hierher gehören auch die Molken, sowohl die süßen, welche mittelst Kälbermagen gemacht worden sind, als auch die sauren, zu deren Verfertigung die Milch mit

Wein-

Weinsteinrahm oder mit Zitronsaft gekocht wird. Auch kann eine Kanne Molken mit einigen guten zerschnittenen Aepfeln eine Viertelstunde abgekocht und wieder klar durchgeseihet werden.

Gelinder kühlende, erquickende, durststillende nnd gelind nährende Getränke.

Brodwasser; einige Stücke geröstetes Brod, oder Brodrinde, werden mit einer Kanne Wasser abgekocht, oder auch nur kalt übergossen, für sich allein oder mit Zusatz eines Saftes, etwas Essig und Zucker, getrunken. Brod mit einer Handvoll großer zerschnittener Rosinen abgekocht. Sirup und eingedickte Säfte unter das Wasser, Himbeer- Kirsch- Maulbeer- Erdbeersaft und andere dergleichen, wenn sie ohne Gewürze zubereitet sind; wenn jedoch die Kranken keine Fieberhitze mehr haben, so können diese Säfte auch mit ein wenig Gewürze zubereitet seyn. Gerstentrank; eine Handvoll Gerste wird mit zwei Kannen Wasser so lange gekocht, bis sie aufspringt. Dazu kann etwas Honig, Zitronsaft oder Sirup gemischt werden. Malztrank; dazu wird eine Kanne kochendes Wasser auf drei Eßlöffel voll zerstoßenes Malz gegossen, und nach einigen Stunden durchgeseihet; er muß täglich frisch gemacht werden. Zur Abwechselung kann geröstetes Brod dazu genommen werden, oder man kocht es mit Rosinen, und versetzt alsdann den Trank mit ein wenig Zitronsaft oder Weinessig. Eben so kann man

man auch die sogenannte Würze, (Bier das noch keinen Hopfen bekommen und noch nicht gegohren hat,) und Kofent gebrauchen. Hafergrützentrank; eine Tasse voll Hafergrütze wird mit einigen Kannen Wasser stark und so lange unter öfterem Umrühren und quirlen gekocht, bis sie ganz weich und aufgelößt wird, dann wird das Flüssige durchgeseihet und abgekühlt. Diesen Trank kann man nun für sich allein trinken lassen, oder kann ein wenig Butter und Salz hinzuthun, oder man kann gleich eine Handvoll kleiner Rosinen mit kochen lassen. Graupentrank wird so wie der von Hafergrütze gekocht. Queckentrank; eine Handvoll Quecken werden mit drei Nöseln Wasser stark gekocht. Althätrank; eine kleinere Menge geschnittener Althäwurzel wird mit einer Kanne Wasser stark gekocht. Zuletzt kann man etwas weniges Süßholzwurzel dazu thun. Milch ist ein sehr gutes Getränk, doch darf sie nicht zu kalt getrunken werden, sonst kühlt sie zu sehr, darf nicht zu fett seyn, oder muß mit Wasser verdünnt werden, auch darf der Kranke keine saure Medizin, oder saure Speisen und Getränke dabei zu sich nehmen und keine Säure im Magen haben. Buttermilch ist ein angenehmes gelindkühlendes Getränk, das aber den Stuhlgang gemeiniglich etwas zuweilen auch stark befördert, und schon etwas mehr die Verdauungskraft anstrengt, daher man wohlthut, hierauf Rücksicht zu nehmen, oder es auf das Urtheil des Arztes ankommen zu lassen. Mandelmilch; zwei Loth

süße

süße Mandeln werden mit heißem Wasser abgebrüht, von der Schale befreiet, in einem sehr reinen Mörser mit ein wenig Zucker gestoßen, dann mit allmählich zugegossenem Wasser abgerieben; dieß wird durchgeseihet, und das auf dem Tuche zurückgebliebene noch so oft mit Wasser wiederholt abgerieben, als dieß milchigt davon wird. Zuletzt wird alles durchgeseihete zusammengegossen, mit etwas Zucker nach dem Geschmack des Kranken, auch wohl mit einigen Lothen Orangenblüth- oder Zimmtwasser versetzt. Auf diese Art kann man auch Milch von Mohnsamen und Hanfkörnern machen.

Eiertrank; das Gelbe von einem Ei wird mit einigen Theelöffeln voll gestoßenen Zuckers in einer Tasse vermischt, mit ein wenig heißem Wasser umgerühret, und dann in eine Kanne frisches Wasser gegossen und umgequirlt.

Den Uebergang zu den gelinde reizenden Getränken machen die Theeaufgüsse von chinesischem Thee; Hollunderblüten, die auf die Ausdünstung wirken; Melissenblätter, Kräutertheespezies, sogenannter Brustthee und andere mehr. Sie werden meistens warm getrunken und können mit Zucker versüßt, auch wohl nach Belieben des Kranken mit etwas Milch vermischt werden. Auch von den schon angeführten Getränken können mehrere gelinde reizend gemacht werden, wenn ihnen der sechste bis vierte Theil Wein zugesetzt wird, z. B. das Brodwasser, Wasser mit

Säf-

Säften, Gersten- Malz- und Eiertrank. Dünnes, nur schwach gehopftes Bier.

Stärker reizende Getränke.

Starkes Bier, Doppelbier, Thee von kräftigriechenden gewürzhaften Dingen, z. B. Zimmtthee von Zimmtrinde, einen halben Quent, mit einem Nösel heißen Wassers übergossen, mit Zukker und Milch zu trinken. Statt der Zimmtrinde kann man auch die sogenannten Zimmtblüten in etwas größerer Menge nehmen. Pfeffermünzenthee; ein Quentchen Pfeffermünzenblätter, nebst einigeu Melissenblättern, mit einem Nösel kochenden Wassers übergossen, läßt man in einem zugedeckten Gefäße stehen, bis das Wasser angezogen hat. Auf dieselbe Art wird Thee gekocht von Kardamomen, Chamillenblüten, Anis, sowohl gemeinen als Sternanis, welcher stärker ist, von Kümmel, und andern mehr,

Wein gehört unter die kräftigsten Reizmittel, er erhöht daher bei den obenerwähnten Getränken ihre reizende Kraft in dem Maaße, wie er in größerer Menge zugesetzt wird. Er muß jedoch zu dieser Absicht rein und gut seyn, denn ein gewöhnlicher, schwacher oder gar schlechter Wein ist mehr schädlich als nützlich, denn er hat zuviel rohe, saure und erdigte Theile bei sich. Unter die brauchbaren Weine gehören die guten Meißner, Franken-, Rheinweine und die ihnen gleichkommenden. Ferner die französischen, spanischen und italienischen, auch die guten ungarischen Weine.

Für weniger Wohlhabende, die keinen guten Wein haben können, ist es besser, wenn sie unter das Getränke etwas guten Brandewein gießen, um es starkreizend zu machen, z. B. auf eine Kanne Wasser oder von oben erwähnten Getränken, zwei bis vier Eßlöffel voll Franz- oder guten Kornbrandewein.

Pomeranzenwein. Ein Loth Pomeranzenschalen, die durch übergießen mit heißem Wasser erweicht worden sind, werden von dem größten Theile ihrer innwendig befindlichen weißen schwammichten Rinde befreit, zerschnitten, nebst einem Quentchen Zimmtrinde, dem dritten Theile von so viel Kardamomen, und noch etwas weniger Muskatnuß, mit einem Nösel, auch wohl etwas mehr, heißen Wassers übergossen und bleiben, wohl bedeckt, über Nacht stehen. Alsdann wird das Klare abgegossen, mit eben so viel Wein und mit hinlänglichem Zucker vermischt, und den Tag etlichemal ein Glas davon getrunken. Das Zurückbleibende kann noch einmal zu einer geringern Menge benutzt werden, nur muß dann das heiße Wasser länger darüberbleiben, und die Mischung öfters umgerührt werden.

Eierwein. Einige Eidotter nebst einigen Lothen Zucker, werden in einem Nösel Wein durch starkes Umrühren aufgelöset.

Glühwein. Eine Kanne Wein wird mit einem Quentchen Zimmt, oder etwas mehr Zimmtblüten, mit Nelken, Kardamomen, Muskatenblüten, von jedem ein halbes Quentchen, mit

Zucker

Zucker, etwa ein viertel oder halbes Pfund, gekocht, durchgeseihet und mit einigen Eidottern versetzt, die vorher mit ein wenig heißem Wein durch quirlen vermischt und aufgelöst worden sind. Davon kann der Kranke oft einen Eßlöffel voll zur Erquickung, oder alle zwei bis drei Stunden eine Tasse halbvoll bekommen.

Warmbier. Ein Nösel gutes Bier wird mit eben soviel Milch, nebst ein wenig Zimmt und Zucker oder Honig gekocht, und alsdann werden einige Eidotter hinzugerührt. Man kann auch einen sehr kräftigen Trank von einer Kanne Bier, mit etwas gestoßenem Kümmel und Pfeffer, kochen.

Starker Kaffee, Schokolade, gehören auch hierher, und ihre Zubereitung ist bekannt.

Zweites Kapitel.

Luft.

So wie für alle lebende Geschöpfe, ist auch für den Menschen die Luft zum Leben unumgänglich nothwendig. Ihre beständige Einwirkung auf den Körper, und ihre innige Vereinigung mit demselben erregt seine Lebenskraft zur Thätigkeit und Wirksamkeit, vollendet seine Ernährung, und bestimmt in jedem Augenblicke seine Erhaltung. Der Lebensreiz der Luft wirkt unaufhörlich in einem fort, so wie er fehlte, würde das Leben verlöschen. Sie ist zum Ganzen der Ernährung und Erhaltung der zweite Theil; die Nahrungsstoffe,

wel-

welche die Verdauungsorgane aus den Speisen zubereiten, werden durch sie erst dem Körper zu eigen gemacht, ohne Mitwirkung der Luft wären sie zur Ernährung untauglich. So wenig das Leben ohne Speisen und Getränke bestehen kann, eben so wenig, ja noch weniger, kann es ohne Genuß der Luft bestehen. Die Nahrungsstoffe halten länger nach, die Luft wird geschwinde verzehrt und verwendet, ohne Aufhören muß dem Körper frische zugeführt werden. — So wie aber die Speisen und Getränke, die wir gewöhnlich genießen, nicht bloße einfache Nahrungsstoffe, sondern mit andern Theilen vermischt, bald sehr, bald weniger nahrhaft sind, so ist auch in der Luft, die wir einathmen, der eigentlich zum Leben nöthige Stoff mit vielen andern vermischt, und es ist von diesem Stoffe, welcher Sauerstoff genannt wird, bald mehr bald weniger in ihr vorhanden. So wie die Verdauungsorgane dazu bestimmt und besonders eingerichtet sind, durch ihre Lebenskräfte die Nahrungsmittel zu verdauen, aufzulösen, die nützlichen Stoffe abzusondern, zurückzuhalten, und dem Blute und somit dem ganzen Körper zuzuführen und gleichsam einzuverleiben, so sind auch besondere Organe des Athemholens dazu bestimmt, und zu ihrer Verrichtung gebaut, um die Luft ein- und aufzunehmen, sie durch die ihnen eigene Lebenskräfte zu verarbeiten, ihre Verbindung mit andern Theilen zu trennen, die unnützen Beimischungen zu entfernen, den nützlichen und nöthigen Sauerstoff zurückzubehalten, mit dem

Blute innig zu vermischen, und ihn durch Hülfe dieses dem ganzen Körper mitzutheilen.

Es giebt auch in der Luft schädliche Beimischungen, welche von der Lebenskraft der Athmungsorgane nicht allemal überwältiget werden können, und die daher nachtheilig auf den Körper wirken; ja es giebt auch unter diesen wirkliche Gifte, die, wenn sie eingeathmet werden, plötzlichen Tod verursachen. So wie unter denjenigen Mitteln, welche dem Körper durch den Mund mitgetheilt werden, ein großer Unterschied ist, zwischen Gift und gesunden Nahrungsmitteln, so wie ein großer Zwischenraum in der Reihe zwischen beiden ist, in welchen viele Speisen und Getränke stehen, welche nicht schnell, aber doch vielleicht langsam tödten, so ist auch in Ansehung der uns zu verschiedenen Zeiten umgebenden einzuathmenden Luft nicht jede gesund, welche nur nicht schnellen Tod bewirkt, sondern es giebt da noch gar viele Abstufungen. Gar vielfach kann die Luft mit schädlichen Stoffen vermischt seyn, welche nur langsamen, aber doch gewissen Nachtheil bringen und das Leben verkürzen können.

Zur Aufnahme und Verarbeitung der Luft sind zwei Lungen bestimmt. Sie liegen in der Brusthöhle, welche in zwei verschiedene Kammern, eine auf der rechten Seite, für die rechte, die andere auf der linken Seite, für die linke Lunge, abgetheilt ist. Die Luft geht durch den Mund in die Luftröhre, welche vorn am Halse heruntergeht, und sobald sie an der Brusthöhle ankommt, sich

in zwei Hauptäste theilt, an deren jedem eine Lunge hängt. Jeder Hauptast theilt im Innern seiner Lunge sich in mehrere Aeste, diese theilen sich wieder in Zweige, die einzelnen Zweige spalten sich wieder in mehrere kleinere, und so geht diese Vertheilung der Luftröhren so lange fort, bis sie als ein Gewebe von unzählichen kleinen Luftäderchen die ganze Lunge erfüllen, und sich endlich in kleine dünne Bläschen oder häutige Zellchen endigen. Von der untern Seite der Lungen kommen die beträchlichen Lungenpulsadern unmittelbar aus dem Herzen, sie theilen sich eben so in größere und immer kleinere Zweige, die neben den Zweigen der Luftröhre laufen, wie diese immer wieder getheilt, immer dünner und feiner werden, und endlich die Luftzellchen als ein Netz von Aederchen umgeben. Hier ist die geheime Werkstätte des Lebens. Das Blut nimmt aus der in den Zellchen enthaltenen Luft den zum Leben nöthigen Sauerstoff auf, und setzt dagegen andere überflüssige Theile ab, geht in andere Aederchen über, die es zurückführen, durch Vereinigung mit andern, in der Art wie sie sich erst vertheilten, immer etwas größer und stärker werden und so das frisch belebte Blut dem Herzen zuführen, das es nun in die Pulsadern treibt und durch diese im ganzen Körper vertheilt. Die in den Zellchen enthaltene Luft, die nicht blos einen Theil ihres Sauerstoffes an das Blut abgegeben, sondern auch von ihm andere Theile, welche es als unnütz ausdünstete, angenommen hat, wird durch das Ausathmen größtentheils

aus

aus der Lunge herausgepreßt, um sie gleich darauf wieder mit frischer zu versehen. Man rechnet ungefähr, daß auf viermal athmen der Sauerstoff einer und derselben Menge von Luft verzehrt, und sie nun untauglich geworden ist, das Leben weiter zu erhalten, so daß es sogleich aufhören müßte, wenn nicht frische in die Lunge käme.

Daher ist es nun begreiflich, daß in eingeschloßenen Zimmern, wo viele Menschen beisammen sind, zuweilen Personen plötzlich krank, wohl ohnmächtig werden oder sterben. Auch giebt es ja leider Beispiele genug, daß Menschen, die eine giftige, zum Unterhalten des Lebens untaugliche Luft eingeathmet haben, z. B. in Kellern, in denen gährendes Bier lag, in lange verschlossen gewesenen Gewölben, plötzlich tod niedergefallen sind.

Es erhellet nun hieraus, wie wichtig der Genuß einer reinen und gesunden Luft für das Leben sey, und wie sehr man dafür sorgen müsse, daß auch die Kranken einer solchen genießen, um so mehr, da ihre Gesundheit schon erschüttert ist, und ihre Lebenskräfte angegriffen sind.

Ausser den Lungen ist noch ein Theil unsers Körpers, nämlich die ganze äußere Haut dazu bestimmt, und so eingerichtet, daß sie vermöge ihrer Lebenskraft jenen zum Leben nöthigen Sauerstoff aus der Luft einsaugen, und andere überflüssige Stoffe aus dem Blute mittelst der Ausdünstung fortschaffen kann. Die Haut enthält ein Gewebe von unzähligen kleinen Aederchen, und

da sie mit der Luft stets umgeben und dem Einflusse derselben ausgesetzt ist, so läßt sich leicht begreifen, daß ihre Verrichtung sehr wichtig für Gesundheit und Leben des Menschen seyn müsse. Der Aehnlichkeit ihrer Verrichtung wegen, steht sie mit den Lungen in genauer Verbindung, daher, wenn die Verrichtungen der Haut gestört werden, auch die Lungen darunter leiden und desto mehr angegriffen werden, weil sie einen Theil der Hautverrichtung übernehmen müssen. Daher in unsern Tagen, wo der Mangel an Reinlichkeit, wo Verzärtelung der Haut durch zu warmes Verhalten, dann wieder Erkältung durch zu leichte Kleidung, die Hautverrichtungen schwächen und stören, die Katarrhe, Lungensuchten, Auszehrungen, Husten und Brustkrämpfe so häufig sind. Selbst in Krankheiten ist dieser Einfluß sehr deutlich, weil die Haut weniger zur Verarbeitung des Krankheitstoffes geschickt ist, dieser deshalb eher auf innere Theile abgesetzt wird und daselbst Zerstörungen anrichtet. —

Außer dem zum Leben nöthigen Sauerstoff enthält die Luft, die uns umgiebt noch mehrere theils einfache Stoffe, theils zusammengesetztere Theile. Unter den Erstern sind vorzüglich die Elektrizität, welche die in unserm Körper Befindliche in Anregung bringet und zusammenhält, und der Wärmestoff, der ebenfalls zu den starken Lebensreizen gehört, welcher zwar im Ueberfluß zu heftig reizen und schädlich wirken kann, ohne den aber doch auch das Leben nicht lange zu be-

bestehen vermag. Zu den Letztern gehören wäßrige Dünste, Dämpfe und Ausdünstungen mancherlei Art, die in der Luft aufgelöset und daher größtentheils unsichtbar sind.

Die Luft kann demnach auf mancherlei Weise verdorben werden, und schädlich für den Kranken wirken. 1) Wenn die zum Leben nöthige Stoffe vermindert werden. Wenn viele Menschen lange in einem Zimmer sind, so verzehren sie den in der Luft befindlichen Sauerstoff, daß endlich Mangel daran entsteht. Auch wenn nur wenige Menschen im Zimmer sind, aber die Luft nicht erneuert wird, muß der nämliche Fall eintreten. Ja wenn gar niemand im Zimmer ist, so saugen doch die in der Stube befindlichen Metalle, selbst das Holzwerk, der Kalch, die feuchten Dünste, nach und nach den Sauerstoff ein, so daß nur noch schädliche Luft und Dünste zurück bleiben. Auch das Feuer, glühende Kohlen und Lichter, verzehren während ihres Brennens beständig den Sauerstoff. Feuchte Dünste vermindern die Elektrizität der Luft, so daß diese den Körper eines Theils der Seinigen beraubt. Kalte Luft hat Mangel an Wärmestoff und entzieht solchen dem Kranken. 2) Wenn die Luft mit schädlichen Ausdünstungen angefüllt wird. Es giebt unter den Luftarten wirkliche Gifte. Manche sind jedoch immer in der uns umgebenden Luft vorhanden, z. B. die sogenannte fixe Luft oder das Kohlenstoffgas, das für sich gar nicht zum Einathmen taug-

tauglich ist. Sie sind aber in so geringer Menge vorhanden und mit so vieler Sauerstoffluft umhüllt, daß sie ohne Nachtheil für den Körper sind. Sie können jedoch durch verschiedene Veranlassungen zu sehr angehäuft werden, daß sie alsdann ihre schädlichen Wirkungen sehr merklich äußern. Durch alle brennbare Materialien wird während des Verbrennens Kohlenstoffgas in der Luft verbreitet. Die Menschen selbst hauchen jedesmal welches aus. Alle starkriechenden Sachen erfüllen die Luft mit ihren Ausdünstungen. Pflanzen dünsten des Nachts schädliche Luft aus. Von den Ausdünstungen vieler Blumen in der Stube kann plötzlicher Tod entstehen, und der Kohlendampf in der Stube hat schon manchen Menschen erstickt. Wie ungesund sind meistens die Stuben der Armen, ja auch vieler die nicht ganz arm sind, in den niedern Ständen, selbst bei manchen Wohlhabenden. Die Luft wird nicht beständig erneuert, im Winter zumal weder Fenster noch Thüre, wenn es nicht gerade seyn muß, geöffnet, damit nur kein kaltes Lüftchen in die Stube komme. Die vielen Menschen, nicht selten auch noch Thiere, die in den engen und niedern Stuben beisammen leben, der üble Geruch von den vielerlei Ausdünstungen, der Rauch, die übermäßige Hitze im Ofen, alles dieses trägt dazu bei, aus der erquickenden, balsamischen Luft einen mit den mannichfaltigsten ungesunden und schädlichen Theilen erfüllten ekelhaften Qualm und Brudel zu machen. Die Erwachsenen, die meistens im Freien ihre Beschäf-

schäftigung haben, entgehen den schädlichen Folgen länger, aber die, welche mehr in der Stube seyn müssen, Kinder, Weiber, vorzüglich die Kranken, werden sie gar sehr gewahr.

Die Luft in dem Krankenzimmer muß immer so rein und heilsam als möglich erhalten, und in dieser Absicht alles vermieden werden, was unnöthigerweise ihren Antheil an Sauerstoffluft, Elektrizität und gehörigem Wärmestoff vermindert, und dagegen sie mit schädlichen Ausdünstungen anfüllt. Da wir die Bestandtheile der Luft und ihr Verhältniß gegen einander nie genau wissen können, so können wir auch zur Verbesserung derselben nur im Allgemeinen etwas beitragen, wo ihre Schädlichkeit sehr bemerkbar wird. Meistens müssen wir uns begnügen, nur immer frische Luft aus dem Freien ins Zimmer zu bringen, und dafür zu sorgen, daß diese so langsam als möglich verbraucht, so wenig als möglich verunreinigt werde. Man nehme daher auf folgende Regeln Rücksicht.

1. Das Vornehmste ist ein öfterer Wechsel der Luft im Krankenzimmer, mit frischer Luft aus dem Freien. Das Zimmer muß zu dem Ende täglich einmal gelüftet werden. Hierbei muß jedoch alle Vorsicht gebraucht werden, wenn die Krankheit von der Art ist, daß keine frische kühle Luft unmittelbar an den Kranken streichen darf, bei Schweißen, bei sehr empfindlicher Haut, im Scharlach- oder Masernfieber, und andern dergleichen Krankheiten. Der Kranke wird mit einem

nem Schirm umstellt, oder man setzt einige Stühle um das Bette, behängt sie mit großen Tüchern, oder, wenn das Bette dazu eingerichtet ist, so zieht man die Vorhänge dicht zusammen; dann muß man ihm noch das Gesicht und die Hände mit einem feinen und leichten, aber dichten Leinewandtüchelchen zudecken. Nun kann die Thüre nebst einem Fenster geöffnet und frische Luft hereingelassen werden. Nach einigen Minuten wird alles wieder zugemacht. Während dieses Lüftens kann auch die Stube schnell ausgekehrt und gereiniget werden. Dieß muß aber ohne Staub zu erregen, geschehen. Daher darf in der Krankenstube kein Sand gestreuet seyn, welcher beim Auskehren die Luft mit einem Staub erfüllt, der für die Lungen und Augen sehr nachtheilig ist. Zum Auskehren nehme man feuchte Sägespäne, oder im Winter etwas Schnee.

In einer gewöhnlichen Krankenstube, wo nur ein Kranker liegt, oder doch nicht vielmehr, ist einmaliges allgemeines Lüften schon genug. Den Tag über wird durch öfteres Oeffnen der Thüre, zuweilen auch des Fensters, noch von Zeit zu Zeit frische Luft herein gelassen. Es kann auch oben am Fenster ein Lufträdchen angebracht werden, wodurch ein anhaltender Luftzug unterhalten wird. Statt dessen kann das obere Fenster etwa eines Fingers breit offen erhalten werden. Ist die Krankheit aber mit heftigen Ausdünstungen, faulichten Gerüchen, verbunden, sind mehrere Kranke zugleich in einem Zimmer, oder waren meh-

rere Menschen daselbst beisammen, so muß für öfteren Luftwechsel gesorgt werden. Das Zimmer muß, jedoch mit der oben angegebenen Vorsicht, noch einmal gelüftet, auch durch weitere Oeffnung des Fensters ein etwas stärkerer Luftzug unterhalten werden. Im Winter befördert ein Zugofen schon den Luftwechsel, wenn seinem Thürchen entgegen ein Ventil in das Fenster angebracht, oder dieses offen gehalten wird. In großen Krankensälen hält es sehr schwer, durchaus frische Luft überall hinzubringen. Man hat dazu besondere Maschinen erfunden, um beständigen Luftwechsel zu unterhalten. Tägliches allgemeines Lüften ist auch hier das Beste, jedoch muß es mit möglichster Schonung und Vorsicht für diejenigen Kranken, welche keine Erkältung vertragen können, geschehen. Dann müssen in die Wände, nach aussen so wohl oben als unten Röhren angebracht werden, durch welche beständig frische Luft einströmen kann, und die allenfalls verschlossen werden können.

2. Durch das Räuchern können wir zwar die Luft nicht geradezu verbessern, allein es ist deswegen doch nicht ganz zu verwerfen. Manche nachtheilige Ausdünstungen können dadurch unschädlich gemacht, und es kann dem Kranken damit ein lieblicher Geruch verschafft werden, welcher als angenehmer Sinnes-Eindruck doch auch ein Lebensgenuß ist, und selbst auf das Nervensystem und auf das Gemüth oft eine wohlthätige Wirkung hat. Man darf nicht zu oft und nicht zu

stark

stark räuchern, auch nicht mit solchem Räucherwerk, welches die Luft mit Wolken von bloßem Rauch von holzigen Theilen erfüllt, z. B. mit zu vielen Wacholderbeeren, oder dessen Holz, Wurzeln und Zweigen, mit Lavendelblüten, Rosenblättern und dergleichen. Man nehme solches Räucherwerk, welches die Luft mit feinen, gewürzhaften und balsamischen Wölkchen, die sich allmählich in ihr auflösen, erfüllt. Ist die Luft trocken und heiter, so braucht man nach dem Lüften des Zimmers nur wenig zu räuchern. Dazu gebraucht man etwa ein angezündetes Räucherkerzchen, oder nur weniges gutes Räucherpulver, vorzüglich solches, das man nur auf den heißen Ofen oder auf ein erhitztes Eisenblech streuet. Bei feuchter Luft räuchere man mäßig, aber oft, mit ein wenig Agtstein, Benzoë und flüßigem Storax.

Ist die Krankheit ein ansteckendes Fieber, Typhus, Faul- oder Nervenfieber, sind sehr übelriechende Ausdünstungen damit verbunden, so räuchere man mit Essig, und täglich einmal mit Mineralsäuren. Im Winter setzt man einen Teller voll Weinessig auf den Ofen, und läßt ihn Tag und Nacht stehen, so verdünstet allmählich der Essig in der Stube. Ist aber der Ofen nicht heiß, so setze man ein solches Gefäß mit Essig über Kohlen. Auch kann man in der Stube mit Weinessig sprengen. Das Räuchern mit Essig durch Aufgießen auf glühendes Eisen verdirbt die Luft mit schädlichen Dünsten, die durch das Verbrennen

nen des Essigs entstehen. Um mit Mineralsäuren zu räuchern, bedient man sich folgender Mittel. Zu der Mischung, wodurch die salzsauren Dämpfe entwickelt werden, nimmt man Kochsalz zwei Loth, starke Schwefelsäure, (das sogenannte Vitriolöl) anderthalb Loth. Soll es noch stärker werden, so kann man dieser Quantität noch ein halbes Loth gepülverten Braunstein zusetzen. Das Salz wird in eine Untertasse oder in ein Töpfchen gethan, mit etwas Wasser nur angefeuchtet und auf Kohlen gesetzt, alsdann gießt man langsam und allmählich die Schwefelsäure dazu, so steigen die salzsauren weißen Dämpfe in die Höhe und verbreiten sich in der Luft. Die Mischung kann zuweilen mit einem gläsernem oder hölzernen Stäbchen umgerührt werden. Man trägt das Gefäß einmal in der Stube herum, und läßt es dann in einem Winkel vollends verdampfen. Dem Kranken selbst darf man aber nicht zu nahe damit kommen, und überhaupt muß sich Jeder hüten, den aufsteigenden Dampf unmittelbar einzuathmen, weil er im Halse und in der Luftröhre einen erstickenden Reiz verursacht.

Will man salpetersaure Dämpfe verbreiten, welche schneller und stärker das Zimmer erfüllen, auch nicht so leicht Husten erregen, wie die erstern, so nimmt man statt des Kochsalzes eben so viel Salpeter, ohne Braunstein, und tröpfelt die Schwefelsäure hinzu. Dieß muß aber sehr langsam geschehen, auch darf das Gemisch nicht warm werden, sonst entwickeln sich anstatt der

weißen Dämpfe röthliche, welche keine guten Dienste thun, sondern heftigen Husten erregen. Sobald daher die Mischung von selbst etwa warm werden und rothe Dämpfe geben sollte, so muß man sie sogleich wegthun. Auch muß alles was von Eisen oder Stahl, Kupfer oder Messing ist, entfernt oder mit Papier oder Leinewand bedeckt werden, indem es von den sauern Dämpfen angegriffen und mit Rost oder Grünspan überzogen wird.

3. Die Pflanzen dünsten im Sonnenlichte Sauerstoffluft aus ihren Blättern, daher kann man Zweige von jungen Birken in Gefäßen voll Wasser in die Stube stellen, auch in Aeschen (Blumentöpfen) kann man Gewächse in das Zimmer stellen. Auch Blumen, die durch ihr Farbenspiel das Auge des Kranken ergötzen und durch angenehmen Geruch ihn erquicken, können theils in Aeschen, theils im Glase dem Kranken hingesetzt werden.

4. Alles was die Luft mit schädlichen Theilen anfüllt, oder ihren Antheil der Sauerstoffluft verzehrt, muß entfernt werden.

a) Es dürfen nicht zu viele Menschen im Krankenzimmer geduldet werden. Schon aus diesem Grunde sind die vielen Krankenbesuche nachtheilig. Es ist hinlänglich an dem Krankenwärter, und allenfalls einigen Personen seiner Angehörigen. — Thiere, als Vögel, Hunde, Katzen, gehören gar nicht in ein Krankenzimmer. Sie verunreinigen sehr die Luft durch

ihre Ausdünstungen. Liebt es der Kranke, allenfalls einen Vogel in der Stube zu haben, so muß der Käfig täglich gereiniget, und kein Unrath darin gelassen werden.

b) Die Krankenstube darf nicht frisch geweißet (übertüncht) worden seyn, indem die Ausdünstungen des frischen Kalches sehr schädlich sind und schon oft einen plötzlichen Tod verursacht haben.

c) Es darf kein Taback in der Krankenstube geraucht werden, weil dadurch die Stube mit einem betäubenden Qualm erfüllt wird, der dem Kranken, zumal bei Brustbeschwerden, und wenn er in derselben Stube schlafen muß, äusserst beschwerlich fällt. Als Ausnahme darf es höchstens geschehen, wenn der Kranke es gewohnt, und ihm während der Krankheit der Tabacksrauch nicht zuwider ist, oder wenn er es ausdrücklich verlangt. Aber auch dann darf nur von Einzelnen, sehr sparsam, und nur guter Taback geraucht werden.

Im Winter sehe man darauf, daß kein Ofenrauch in die Stube komme. Der Wärter halte daher immer etwas in Bereitschaft, um nöthigenfalls sogleich einen Riß, wodurch etwa der Rauch aus dem Ofen käme, zu verstreichen.

Das Licht darf nicht in der Stube ausgelöscht werden. Vorzüglich lasse man keinen Dampf von einer ausgelöschten Oellampe in die Stube, der einen häßlichen und nachtheiligen Geruch verursacht.

d) Glü-

d) Glühende Kohlen dürfen nicht lange in der Stube stehen bleiben. Auch mehr Lichter als nöthig ist, dürfen nicht brennen. Oellampen sind wegen des vielen Dampfes den sie verursachen, nicht wohl zu gebrauchen. Allenfalls mit gereinigtem Baumöl möchten sie eher zu empfehlen seyn. Unschlittlichter geben ein unstetes und flackerndes Licht; am besten wäre daher Wachslicht. In der Nacht brenne man ein Nachtlicht mit Baumöl.

e) Alle Unreinlichkeit vermeide man sorgfältig. Uebelriechende Sachen müssen sogleich fortgeschaft werden. Die schweißigte Wäsche, die Bett-Tücher und andere dergleichen Sachen müssen vom Kranken und aus der Stube entfernt werden. Der Nachttopf muß, so wie das Gefäß im Nachtstuhl, nach jedesmaligem Gebrauche ausgeleert und gereinigt werden, und wenn er in der Stube stehen bleiben soll, so muß etwas Weinessig hineingegossen werden.

In Ansehung der Wärme der Luft im Krankenzimmer ist folgendes zu merken. Die Wärme ist ein nothwendiger Lebensreiz. Ohne sie ist weder Leben noch Wachsthum. Die Kälte unterdrückt das Leben und verhindert jede Entwickelung. Ein mäßiger Grad von Wärme ist am wohlthätigsten für den Körper, und wirkt als ein sanfter Reiz auf ihn. Ein zu hoher bis zu starker Hitze steigender Grad von Wärme durchdringt den ganzen Körper, die erhitzte Luft des Zimmers wird in die Lungen eingeathmet, erregt

als

als ein heftiger Reiz eine stärkere Bewegung des Herzens und daher verstärkten Umlauf des Blutes, macht Wallung im Blute, erregt übermäßige Schweiße, und erschlafft und schwächt den Körper.

Im Allgemeinen ist also eine mäßige Wärme für den Kranken am heilsamsten. Dieß muß man theils nach dem Gefühl des Kranken bestimmen, so wie es ihm gerade recht und wohlbehaglich ist; theils kann man den Thermometer zu Hülfe nehmen, und die Wärme so einrichten, daß er etwa zwischen 55 und 6 Graden steht.

In Krankheiten die mit vieler Hitze verbunden sind, im hitzigen Fieber, im ersten Zeitraum der Blattern, überhaupt im Anfang, wo das Blut in stärkerer Bewegung ist, wird viele Wärme im Körper selbst entwickelt, und dem Kranken ist dabei sehr heiß; in solchen Fällen halte man die Luft etwas kühler. In Krankheiten mit Schwäche, wenn das Gesicht blaß und eingefallen ist, die Wangen und Hände kalt sind, gegen das Ende jeder Krankheit, in langwierigen Krankheiten, fehlt es dem Körper an Lebensreiz und an Wärme, dann muß der Kranke wärmer gehalten, und die Luft im Krankenzimmer mehr erwärmt werden. Ist es nur ein vorübergehender Fieberfrost, der dem Kranken das Gefühl von Kälte erregt, so hilft keine äußere Wärme, und wenn die Hitze noch so groß wäre. Einige Tassen warmer Thee und ein warmes Bette sind dann am besten, bis der Frost sich von innen heraus in Hitze

ver-

verwandelt, und diese endlich durch Schweiß gelindert wird.

Man muß sich auch nach der Gewohnheit der Kranken richten. Manche können viel Wärme vertragen, Manche weniger. Jene verlangen einen höhern Wärmegrad, wenn er ihnen ein behagliches Gefühl unterhalten soll; diese befinden sich besser bei einem niedrigern Grade. In Gegenden, wo das Holz nicht selten und nicht theuer ist, haben sich die Menschen größtentheils an warme Stuben gewöhnt. Uebertrieben wird es aber von den Landleuten und Andern in den niederen Ständen. Diese halten die Stuben übermäßig heiß, sie machen dadurch ihre Kranken schlimmer und sehr oft wirklich bösartig. Manche sterben alsdann noch an den Folgen der übermäßigen Hitze, wenn gleich ihre Krankheit im Anfang gelinde war. Bei den meisten Kranken kommt zu häufiger ermattender Schweiß und Friesel zum Vorschein.

Im Winter muß eine mäßige Wärme durch das Einheizen erhalten werden. Die Oefen, in welchen von aussen eingeheizt wird, sind besser als diejenigen, deren Thüre in die Stube geht, weil bei diesen nie ganz verhütet werden kann, daß nicht zuweilen der Rauch in die Stube dringe. Das Einheizen muß allmählig geschehen, damit nicht die Luft zu schnell erhitzt werde. Das Feuer muß nur mäßig unterhalten werden, so daß es nicht zuweilen ganz ausgeht, und dann wieder ein zu großes Feuer angezündet wird, daß es bald

zu kühl, bald zu heiß in der Stube ist. Das Lager des Kranken darf nicht am Ofen stehen, noch weniger darf er mit dem Kopfe nach dem Ofen hin liegen. Das Bette wird an die entgegengesetzte Seite des Zimmers gesetzt. Nur wenn der Kranke aus dem Bette herausgeht, kann er sich in die Nähe des Ofens begeben. Im Frühjahr und Herbste, zu welcher Zeit es gemeiniglich früh und abends kühler ist, als es für den Kranken angenehm und heilsam wäre, wird zu dieser Tageszeit allemal gelinde eingeheizt.

Im Sommer ist nicht selten die Hitze so groß, daß sie auch den Kranken beschwerlich fällt. Man halte alsdann die Stube immer kühl; man behänge die Fenster, daß die Sonne nicht hereinscheinen, aber doch etwas Luft durchströmen kann; man setze Gefäße mit frischem Wasser in die Stube und besprenge zuweilen damit den Fußboden. Das Lüften des Zimmers muß früh geschehen, wenn die Luft noch kühl ist.

Da die Kranken doch immer wärmer als die Gesunden gehalten werden, so müssen sie sich in der Periode der Wiedergenesung genau in Acht nehmen, daß sie nicht zu schnell in kühlere Luft gehen. Durch eine leichte Erkältung, in einem Wärmegrad der vielleicht für Gesunde hinreichend wäre, kann sich der Wiedergenesende einen Rückfall in die überstandene Krankheit zuziehen. Er darf keinen Schauer aufkommen lassen, sondern muß sich immer noch in der ihm angenehmen Wärme erhalten. Nur ganz allmählich suche er sich

an

an frische Luft, an den gewöhnlichen Wärmegrad wieder zu gewöhnen. Er muß zuerst in der Stube auf kurze Zeit am geöffneten Fenster stehen, dann kann er zuweilen zum Fenster hinaussehen, dann erst einmal auf kurze Zeit in eine andere Stube und endlich ins Freie gehen. Im Winter muß er länger warten, bis er aus der Stube kann, weil der Körper nur langsam die Kräfte wieder bekommt, welche dazu gehören, der äußern Kälte zu widerstehen; im Sommer hingegen darf er es eher wagen. Da sey dann der erste Gang des wieder Genesenen in die freie Natur, in den großen Tempel Gottes, den der Allmächtige selbst gebauet, selbst geschmücket hat. Da athme der krank gewesene Mensch die warme, reine, mit balsamischen Theilen erfüllte Luft in seine sich wieder frei hebende Brust ein, da ergötze er sein Auge an Berg und Thal, an Flur und Wald, am bunten Schmelz der Blumen, am labenden Grün der Wiesen. Da erwärme sich wieder sein Herz an der Freude, und diese Empfindung erhebe sich zum innigsten Dank gegen Ihn, den alliebenden Vater! —

Hat es der Wiedergenesene versucht, an die freie Luft zu gehen, und ist es ihm wohl bekommen, so genieße er sie nun so viel und so oft als Witterung und Umstände es erlauben. Dadurch erst wird die krankhafte Empfindlichkeit, die von der Krankheit zurückgelassen und von dem beständigen Aufenthalte in der Stube unterhalten wurde, nach und nach ausgelöscht, die Kräfte werden

den gestärkt, und der Körper erhält wieder Festigkeit und gesunde derbe Muskeln.

Das Krankenzimmer kann wohl selten vom Mittelstande so gewählt werden, wie es seyn sollte, sondern es muß so genommen werden, wie es einmal da ist, und die Umstände es gestatten. Gut und andern vorzuziehen ists freylich, wenn es geräumig und hoch genug ist, die Fenster gegen Morgen gerichtet sind, im Winter mehr gegen Mittag, wenn es keine steinernen dicken Mauern hat, die gemeiniglich ein Zimmer zu kühl und feucht halten; wenn es nicht auf der Erde, sondern in der Höhe, im zweiten Stockwerke ist; wenn es die Aussicht in die freie Natur hat; wenn es still und einsam liegt. Sehr vortheilhaft ist es, wenn zwei Stuben neben einander sind; der Kranke kann dann zuweilen abwechseln, kann einige Tage in der einen Stube, dann wieder einige in der andern zubringen, während jene wieder gelüftet und gereiniget wird. Auch kann der Kranke die Nacht in der einen Stube, den Tag aber in der andern zubringen. Diese Abwechselung ist für den Kranken angenehm und heilsam; er darf nicht beständig dieselben Gegenstände vor Augen haben und im Kreise seiner krankhaften Ausdünstungen athmen. — Wenigstens benutze man, sobald es die Umstände erlauben, eine Stubenkammer dazu, dem Kranken diese erquickende Abwechselung zu verschaffen.

Das Licht ist ein mächtiger Reiz des Lebens. Zu ihm strebt die Pflanze aus dem dunkeln Schoo-

ße

ße der Erde, an ihm entfalten sich die Blumen, und schließen ihm ihr Innerstes auf. Das Licht giebt Leben und Schönheit den Blüten der Pflanzen und den Wangen der Menschen. Man sehe nur, wie unscheinbar, farbenlos und welk die Pflanze ist, die im Dunkeln aufgezogen wurde; wie blaß und zusammengefallen solche Menschen sind, die lange in finstern Stuben gewohnt, oder in Gefängnissen gelebt haben, und wie beide sich erholen, wenn sie zeitig genug wieder an das Sonnenlicht kommen. Wie traurig erscheint die Natur, wenn ein düstrer Novembertag den Himmel mit einem dichten Wolkenschleier bedeckt, wie freundlich lacht uns eine Landschaft an, die von der Sonne goldnem Lichte verklärt wird!

Man entziehe daher dem Kranken, so lange es die Krankheit nicht verbietet, den milden Reiz des Lichtes nicht.

In manchen Fällen zwar, muß es gemindert werden. Im Anfang hitziger Krankheiten, wo alle Reize vermindert werden müssen, oder die Augen, auf welche der Reiz des Lichtes vorzüglich wirkt, besonders krank, entzündet und empfindlich sind, da darf nur wenig Licht im Zimmer seyn; die Fenster werden mit grünen Vorhängen behängt, abends wird das Licht in der Stube hinter einem Schirm gesetzt, der jedoch das Licht ein wenig durchläßt, z. B. von grünem doppelten Taffent. Die Stube überhaupt sollte grün angestrichen seyn.

In

In Krankheiten mit Schwäche des Kranken muß man die Stube hell erhalten. Zuweilen sind jedoch die Augen des Kranken gegen das Licht besonders empfindlich, dann muß man das Bette so stellen, daß dem Kranken das Licht nicht zu stark und unmittelbar in die Augen fällt. Auch abends muß das Zimmer hinlänglich helle seyn. Nachts aber unterhalte man nur ein schwaches Licht, denn auch dieser Reiz darf, so wie andere, nicht beständig in einerlei Stärke auf die Sinne wirken, und die Nacht ist dazu bestimmt, die Augennerven ausruhen und neue Kraft sammlen zu lassen. Früh kann dann allmählich wieder in das Zimmer mehr Licht eingelassen, und der Kranke selbst zuweilen gegen das Fenster gewendet werden.

Drittes Kapitel.

Krankenlager. Betten. Krankenstuhl.

Es ist ein unangenehmes Schicksal, auf längere Zeit dazu verurtheilt zu seyn, im Bette liegen zu müssen; es wird den Kranken sehr bald beschwerlich, und um so mehr, da Schwäche sie oft sogar daran hindert, nach Gefallen und Bedürfniß sich zu legen und so oft sie wollen ihre Lage zu ändern. Die Muskelkräfte sind geschwächt, der Körper kann sich nicht unterstützen, er liegt schwerer auf, als ein Gesunder; gleichwohl ist er auch empfindlicher und fühlt jede unrechte Lage, jeden Druck viel stärker. Nicht selten sind auch die Betten selbst für die Kranken noch Ursache zu meh-

mehreren Unbequemlichkeiten und nachtheiligen Folgen für den Gesundheitszustand derselben. Es ist daher billig und nothwendig, daß man das Lager des Kranken sorgfältig so einrichte, wie es der Bequemlichkeit und ihrer Wiedergenesung am zuträglichsten ist, damit man ihr Schicksal, so viel als möglich ist, auch darin erleichtere und den übeln Folgen vorbeuge. Zwar ist von Familien im Mittelstande nicht zu erwarten, daß sie besondere künstliche Betten haben sollen, allein dieß ist auch, wenigstens bei nicht lange dauernden Krankheiten, nicht durchaus nöthig. Die gewöhnlichen Betten können schon leidlich dazu eingerichtet werden, wenn man nur hier und da ein wenig nachhilft.

1. Die Bettstellen sind gewöhnlich von Holz, allein die von eisernen Stäben gebauten haben den Vortheil, daß keine Wanzen darin nisten können. Diese für den Schlaf des Menschen so feindlichen Geschöpfe müssen aus den hölzernen Bettstellen vertrieben werden. Das beste Mittel dazu ist das Auseinandernehmen der Bettstelle, und öftere Ausbrühen aller Fugen und Risse mit kochendem Wasser. Auch kann man alsdann, um sie nicht wieder aufkommen zu lassen, jene mit der Abkochung von Nußblättern und grünen Nußschaalen, auch von gebeizten Tabaksblättern bestreichen, auch wohl solche Blätter trocken in die Winkel des Bettes stecken.

Die sogenannten Feldbetten, (Gurtbetten, Schragen) sind bequem, leicht zu tragen und niedrig, daher sie in dieser Rücksicht nicht unbrauchbar

 wären,

wären, allein da sie auf den Seiten offen sind, so halten sie die Stroh- und Federbetten nicht zusammen, die sich dann bei unruhigen Kranken verschieben und auf den Seiten herausfallen. Man muß daher Stühle vorsetzen, oder auf eine andere Art abzuhelfen suchen.

Ein einfaches einschläfriges Bette ist am besten zu diesem Gebrauch einzurichten. Es muß niedrig seyn, damit der Kranke besser heraus und hinein steigen, oder, wenn er dazu zu schwach ist, getragen werden kann. An den gewöhnlich zu hohen Bettstellen müssen daher die Füße um etwas kürzer gemacht und abgesägt werden. Oben wo der Kopf zu liegen kommt, lasse man ein Bret beweglich anbringen, welches man mittelst einer Unterlage, höher oder tiefer richten kann, nachdem der Kranke mit dem Kopfe hoch oder tief liegen will. Dieß kann durch eine ganz einfache Vorrichtung erlangt werden. Ein Bret von der Länge, daß es der Quere in das Bettgestelle inwendig paßt und etwa anderthalb Ellen breit, wird in das Bettgestelle, auf die untern Breter, worauf die Betten gelegt werden, so gelegt, daß es sich an eine auf eins von diesen Bretern festgenagelte Leiste vorn anstemmt. Hinten wird es in die Höhe gehoben, so daß es eine schiefe Lage erhält, und mit zwei Klötzchen unterstützet, die nach Bedürfniß mit höhern oder niedrigern vertauscht, auch ganz weggenommen werden können, so daß es dann ganz auf den andern Bretern horizontal liegt. So kann der Kranke hoch oder niedrig liegen, er

kann

kann sitzen, wie er seine Lage verändern will. Ist es nicht Zeit dazu, diese Vorrichtung anzubringen, so helfe man sich mit festen Polstern von einem Kanapee, oder mit zusammengewickelten Kissen.

2. Das Bette muß von der Mauer wenigstens eine Elle entfernt stehen, theils deswegen, damit der Kranke an der vielleicht feuchten oder doch kühlen Wand sich nicht erkälte, theils auch daß man von allen Seiten um den Kranken herumgehen und ihn besser unterstützen könne.

3. Der Kranke muß zwar weich und bequem, allein auch nicht auf gar zu vielen Federbetten liegen. Ein Strohsack, ein gutes Unterbette mit Federn, ein Leintuch darüber sind in der Regel hinlänglich. Die Zudecke muß im Winter warm, im Sommer nur leicht seyn. Die schweren Bettdecken die bei Menschen, vorzüglich auf dem Lande gebräuchlich sind, fallen den Kranken äußerst beschwerlich; sie müssen beinah darunter ersticken. Solche schwere Federbetten machen zu heiß und befördern die übermäßigen Schweiße.

4. Wie warm oder kühl sich die Kranken im Bette halten sollen, kommt auf verschiedene Umstände an.

Gewohnheit des Kranken in gesunden Tagen bestimmt viel. Die Meisten sind leider die weichlichmachenden warmen Federbetten gewohnt, diese können freilich in der Krankheit nicht anfangen, sich anders zu gewöhnen. Wer aber in gesunden Tagen sich an ein kühleres Lager gewöhnt hat,

braucht auch in der Krankheit sich nicht so warm zu halten und in Federbetten zu vergraben. Wer gewohnt war, auf einer Matratze zu schlafen, sich nur einer leichten Decke zu bedienen, der bleibe bei seiner Gewohnheit, wenn nicht besondere Umstände seiner Krankheit es erfordern, daß er sich etwas wärmer halte.

Eine besondere Rücksicht erfordert die Art und der Charakter der Krankheit. Ist sie mit vieler Hitze verbunden, so wäre es dem Kranken unerträglich in heißen Federbetten vergraben zu liegen. Gemeiniglich glaubt man dadurch einen Schweiß herauszutreiben, allein der Schweiß welcher durch die Betten herausgetrieben wird, macht den Kranken nicht gesund, mattet ihn nur ab, kommt meistens zu bald und ist eher nachtheilig als nützlich. Man lege den Kranken auf ein nicht zu dichtes Bette, mit nur wenigen Federn, und decke ihn leicht und kühl zu. Sobald die Heftigkeit der Fieberhitze durch Arzeneimittel und Naturhülfe gebrochen ist, erscheint der Schweiß von selbst. Aber auch während dieser wohlthätigen, von den Lebens-Kräften selbst herausgetriebenen Ausdünstung belaste man ja den Kranken nicht mit zu vielen Federbetten, sondern sehe nur darauf, daß er überall leicht bedeckt sey, und durch Entblösung sich nicht erkälte. Im Sommer, bei großer äusserlichen und brennender innerlichen Hizze, ist es eine Wohlthat für den Kranken, wenn man ihn auf eine bloße Matratze, oder auf einen Strohsack legt.

Im Fieberfrost hilft es zwar nichts zur Erwärmung, den Kranken sehr mit Betten zu bedekken, indessen heischt es doch das Gefühl des Kranken, sich in diesem Zustande wärmer zu halten, und die Betten, zumal wenn sie ein wenig gewärmt worden sind, thun ihm wohl. Allein wenn die Fieberhitze eintritt, muß man ihm die zu warmen Betten wieder wegnehmen, um sein Lager kühler zu machen, und muß ihm leichtere Dekken geben. Manche Kranke vertragen und brauchen etwas mehr Bettwärme. In Krankheiten die von Schwäche herrühren, oder doch damit verbunden sind, wird zuweilen weniger Wärme im Körper entwickelt, und sie muß daher mehr zusammengehalten werden. Doch giebt es auch viele solcher Kranken, die über Hitze sich beschweren, so daß man also keine allgemeine Regel daraus machen kann. Im Ausbruche mancher fieberhaften Ausschläge auf die Haut, z. B. der Masern, des Scharlachs, der Blattern, des Rothlaufs, müssen die Kranken etwas wärmer gehalten werden, damit durch Erkältung nicht krampfhafte Zusammenziehung der Haut verursacht, und dadurch der heilsame Ausbruch des Ausschlags erschwert werde. Jedoch beobachte man immer auch in solchen Fällen Mäßigung. Alte Personen erfordern ein wärmeres Bette als Jüngere, ja wenn es ihnen sehr an Wärme fehlt, muß man noch mit Wärmflaschen oder warmen Tüchern nachhelfen.

5. Die Betten müssen täglich herausgenommen, aufgeschüttelt, zuweilen auch ausgeklopfet, eine Zeitlang an die Luft gehängt und einstweilen mit andern verwechselt werden. Wenn der Kranke schwitzet so geschieht ihm eine große Wohlthat, wenn die durchschwitzten Bett-Tücher täglich weggenommen und andere dafür hingethan werden. Auch die Ueberzüge der Bettdecken und Kopfküssen muß man täglich wechseln, und die beschmuzten erst auswaschen ehe man sie wieder überzieht. Selbst das Stroh darf nicht so lange liegen bleiben, bis es von den Feuchtigkeiten moderig wird, sondern es muß öfters frisches und reines Stroh statt des Alten genommen werden. Auf diese Art hat der Kranke immer ein gesundes, reines Lager, der Körper bleibt nicht im übelriechenden Qualm seiner Ausdünstungen und seines Schweißes liegen, sondern es kommt immer wieder frische, kühle und reine Luft an seinen Körper, und wie heilsam dieß für ihn ist, haben wir oben gesehen. Auf diese Art ist ihm auch sein Lager weniger unangenehm, ja es erquickt ihn wenn er wieder in das frischgemachte, weißüberzogene, reinliche Bette zu Ruhe kommt. Auch der Schlaf findet sich eher in einem solchen frisch und rein gemachten Bette.

6. Solche Kranke, die sehr matt sind und daher sich wenig oder gar nicht bewegen können, sind schwer zu heben und zu behandeln. Manche dürfen sich auch nicht sehr bewegen, wegen eines Verbandes, oder weil Schmerzen es verhindern. Damit man nun das Tragen und Heben eines solchen

chen Kranken aus einem Bette zum andern leichter mache, ist es nöthig, daß er auf einem starken leinenen Tuche liege, welches sammt dem Kranken von sechs starken Personen in die Höhe gehoben wird. Zu den Füßen oder zur Seite des Bettes muß ein anderes bereit stehen, in welches der Kranke getragen und einstweilen gelegt wird. Ist er sehr schwer, so kann er statt des Leintuchs auf eine starke und hinlänglich große Juchtenhaut gelegt werden. Für solche Kranke, die sich nicht bewegen können und dürfen, kann man, damit sie sich beim Aufrichten selbst unterstützen können, oben an der Decke, oder an der untern Seite des Bettes einen derben Strick mit einer bequemen Schleife zum Anfassen befestigen, woran sich der Kranke anhält. Dieser Strick muß aber hinlänglich festangebunden und stark genug seyn, damit er bei starkem Anziehen des Kranken nicht losreiße und ihm Schrecken verursache.

7. Zur Ausleerung des Stuhlgangs muß immer ein Nachtstuhl (Leibstuhl) bereit stehen. Kann aber der Kranke nicht aus dem Bette gebracht werden, kommt die Ausleerung oft, muß jede Erkältung des Kranken vermieden werden, so gebrauche man eine Bettschüssel (oder so genannte Leibschüssel). Dieß ist eine, drei bis vier Finger tiefe, hinlänglich große, kupferne, etwas dickgearbeite Schüssel, welche mit einem Brete bedeckt wird, das einen solchen Ausschnitt hat, wie bei einem gewöhnlichen Nachtstuhle, und allenfalls mit Leder beschlagen, auch rund herum

mit

mit Pferdehaaren gefüttert seyn kann. Der Deckel kann auch von starkem Kupferblech, oder von Eisen seyn, und an die Schüssel mittelst eines Scharniers befestiget werden. Der Kranke wird nur ein wenig in die Höhe gehoben, so daß die Schüssel unter ihn geschoben werden kann.

Zum Urinlassen wird ein Uringlas genommen, oder eine große Ochsenblase, an welche ein gewöhnlicher Trichter fest angebunden wird, dessen breiter Rand etwas länglich gearbeitet ist.

Hat der Kranke unfreiwillige Ausleerungen der Exkremente und des Urins, so muß man ihn auf ein großes Stück Wachsleinewand legen, und ihm noch etliche Tücher, mehrfach zusammengelegt, auch wohl etliche große Badeschwämme unter und zwischen die Schenkel legen. Diese müssen oft weggenommen mit frischen und reinen verwechselt und ausgewaschen werden.

8. Solche Kranke, welche lange liegen müssen, schwer aufliegen schwache Lebenskräfte, überhaupt eine Krankheit mit Schwäche haben, mager sind, auch solche, die eine empfindliche Haut haben, bekommen leicht eine wunde Stelle auf dem sogenannten Kreuze, wo sie aufliegen. Dieß entsteht von dem beständigen Drucke auf eine und dieselbe Stelle, wodurch die einsaugenden Adern angereizt werden, die Fett- und Fleischtheilchen daselbst einzusaugen. Hierdurch wird die bloße Haut dem Drucke mehr ausgesetzt, auch sie wird verdünnt, und verschwindet endlich ganz, die Stelle wird erst roth, dann wund, das rohe

Fleisch

Fleisch, zuweilen der bloße Knochen kommt zum Vorschein, oder es entsteht Entzündung, Eiterung der Haut und ein Geschwür, das alsdann oft tief um sich greift. Sind die Lebenskräfte schwach, so wird die Stelle schwarz und brandig, indem die Theile absterben.

Dieser Zufall ist sehr schmerzhaft für die armen Kranken, und kann auch gefährlich werden. Man muß daher alles mögliche thun, um ihn zu verhüten. Bei allen Kranken, die mehrere Tage auf einer Stelle liegen müssen, sehe man täglich nach, ob sich auf der Haut eine Röthe zeigt. Bei solchen aber, bei denen das Aufliegen eher zu erwarten ist, wende man zeitig, ehe man noch etwas bemerkt, die nöthigen Vorbauungsmittel an. Oft entsteht die Röthe sehr bald, ehe man es vermuthet, wird eben so schnell wund, ja es geht zuweilen, ehe man es gewahr wird, schnell in Brand über. Man lege den Kranken auf ein gahr gemachtes Rehfell, das so gelegt wird, daß die Haare nach unten gerichtet sind. Das einzige sichere Mittel, das Aufliegen abzuwenden, ist, den Druck des Körpers zu vertheilen, daß er nicht beständig auf einen Fleck fällt. Daher muß der Kranke oft in eine andere Lage gebracht, bald auf die eine, bald auf die andere Seite gewendet werden. Ausgestopfte kleine, länglichte Lederkissen müssen bald da bald dorthin, besonders unter das Kreuz gelegt werden. Muß aber der Kranke beständig oder doch die meiste Zeit auf den Rücken liegen, so mache man einen derben runden Kranz

von

von Stroh, und lege ihn unter das leinene Betttuch, so daß das Kreuz des Kranken darinnen hohl liegt. Einen solchen Kranz oder Ring kann man auch von Leder, zwei bis drei Finger hoch und vier Finger breit, machen und mit Roßhaaren ausstopfen lassen. Dabei kann man auch das Kreuz täglich einmal oder mehrere male mit Brandewein waschen lassen, um die Haut zu mehrerem Widerstande zu stärken.

Wäre jedoch schon eine wunde Stelle entstanden, so lege man eine Salbe von Bleiextrakt und Baumöl, oder Bleiweißpflaster auf. Würde die Stelle schwärzlich und neigte sich zum Brande, so muß eine Abkochung von Chinarinde in Wein, oder Weidenrinde mit Wasser gekocht und mit halb Brandewein vermischt, aufgeschlagen werden.

Ein Krankenstuhl ist ein nothwendiges Stück im Krankenzimmer. In manchen Krankheiten ist es nützlich, wenn die Kranken viel ausser dem Bette sitzend zubringen können, z. B. wo das Blut sehr im Kopfe angehäuft ist, in Schlagflüssen, bei Gehirnentzündung, bei heftigem Phantasiren im Anfange des Fiebers, bei starkschlagenden Pulsadern des Halses, sehr rothem Gesichte, rothen feurigen Augen, in Brustkrankheiten, Lungenentzündung, Beklemmung und kurzem Athem, und einigen andern Krankheiten mehr. In lange dauernden Krankheiten ist es angenehm für den Kranken, zuweilen einige Stunden ausser dem Bette im Stuhle zu sitzen. Die Wiedergenesenden sehnen sich auch aus dem Bette her-

heraus, und können die meiste Zeit des Tages im Stuhle zubringen. Zuweilen geschieht es, daß diese, so wie sie sich aufrichten und außerhalb dem Bette sitzen, schwach und ohnmächtig werden. Dieß ist ein Beweiß von noch vorhandener Schwäche, welche jedoch bald vorüber geht, wenn sie bloß Folge der vorhergegangenen Anfälle des Fiebers waren und dieses entfernt ist. Ausserdem hält sie noch länger an, und kommt bei jedem Aufrichten wieder. Auch bei dem frischen Aufschütteln und Zurechtemachen des Bettes ist ein Krankenstuhl nöthig, damit der Kranke so lange bequem und warm sitze.

Zum Krankenstuhle schickt sich am besten ein großer Lehnstuhl, mit breiten Armen, mit einer beweglichen Rückenlehne die man hinten nach Belieben des Kranken etwas weiter zurückbringen und tiefer machen kann; ein sogenannter Sorgen- oder Großvaterstuhl. Oben muß an der Lehne in der Gegend wo der Kopf des Sitzenden hinkommt auf jeder Seite ein Vorsprung seyn, damit der Kranke auf die eine oder andere Seite seinen Kopf anlehnen könne. So wie die Rückenlehne beweglich ist, muß auch ein bewegliches Fußbret unten und vorn angebracht seyn, welches gleichfalls mittelst zweier eisernen gezahnten Stäbe, deren Zähne in einen auf jeder Seite des Stuhlbeins befindlichen eisernen Zapfen eingreifen, tiefer oder höher kann gestellt werden. Sind die vier Füße noch mit Rollen versehen, so ist es desto bequemer, den Kranken ohne Erschütterung

rung von einer Stelle zur andern zu bringen. Inwendig muß der Stuhl mit Leder überzogen und mit Roßhaaren ausgepolstert seyn. Soll der Kranke in den Stuhl gebracht werden, so wird dieser vorher auf allen Seiten mit Betten belegt, damit der Kranke weich und hinlänglich bedeckt sitze. Man kann sodann den Stuhl so gerade vor das Bette stellen, daß der Kranke, nachdem er mit Behutsamkeit und Vorsicht zuerst mit dem Oberleib aus dem Bette heraus gehoben ist, sogleich in den Stuhl gesetzt werden kann, und die Füße bei allmählichem Abrücken des Stuhls vom Bette, bequem aus demselben mit heraus geschafft werden können.

Das Sopha kann übrigens auch, so wie jeder andere Lehnstuhl, dazu gebraucht werden, und man muß jedesmal nach Umständen die fehlenden Bequemlichkeiten zu ersetzen suchen.

Viertes Kapitel.

Der Schlaf.

Die mancherlei Anstrengungen und Arbeiten des Tages verzehren die Kräfte des Körpers und ermüden ihn, die mannichfaltigen den Menschen umgebenden Dinge, die äußere Luft, die verschiedenen Lebensreize, das Leben selbst, zehren in jedem Augenblicke etwas von der Lebenskraft auf, die Nerven werden die Sinneseindrücke von aussen gewohnt, die Reizbarkeit wird abgestümpft, sie spricht nicht mehr so leicht an, die Lebhaftig-

keit der willkührlichen Bewegungen nimmt ab, die Muskeln welche die obern Augenlieder in die Höhe halten, verlieren ihre Schnellkraft, die Augen schließen sich, und der Schlaf tritt ein. Die willkührlichen Bewegungen hören im Schlafe nach der Regel ganz auf, die äußern Eindrücke wirken gar nicht auf die Sinne, oder doch nur schwach auf einige derselben. Die innern Bewegungen hingegen gehen immer fort; die Verrichtungen des Lebens, der Schlag des Herzens, das Athmen, die Thätigkeit des Gehirns, die Absonderungen, die Ernährung des Körpers, gehen immer von statten. Im Schlafe sammelt sich die Lebenskraft wieder an; der Blutumlauf geht ruhiger, daher kann im Schlafe hauptsächlich der Ansatz frischer Theile statt der verlohrnen vor sich gehen, die Sinne ruhen und sammeln wieder frische Nervenkraft, (Sensibilität). Die Spannung der Muskelfasern läßt im Schlafe nach, daher werden Schmerzen und Krämpfe gemindert; die Ausdünstung der Haut geht stärker vor sich, daher im Schlafe oft starke Schweiße erscheinen, wenn der Umlauf des Blutes, im Fieber, verstärkt war, und nun der Krampf der Hautgefäße nachläßt.

Bei Kranken ist die Empfindlichkeit der Nerven oft gar zu groß, (die Sensibilität ist zu sehr erhöht,) daher auch kein Schlaf sich einstellt, und der Körper in einer krankhaften Munterkeit bleibt. Durch Arzeneimittel oder durch den Verlauf der Krankheit wird sie endlich auch heruntergestimmt,

und

und nun erst stellt sich der Schlaf ein. Daher ist in Fiebern, wie in vielen andern Krankheiten, ein guter Schlaf ein so hoffnungvolles Zeichen, indem die Krankheit von ihrer höchsten Stufe schon ein wenig herabgestiegen ist, das gestörte Gleichgewicht im Körper sich wieder herzustellen anfängt, und die Natur freiere Macht hat, schädliche Theile aus dem Körper zu schaffen. Statt des überreizten Zustandes tritt Nachlaß und Ruhe ein; statt der beständigen Anstrengung und Aufzehrung der Lebenskräfte folgt Erquickung und Ansammlung neuer Kräfte. Der Schlaf ist das vollkommenste, gewisseste Stärkungsmittel, denn er verschafft wirklich frische Kräfte, da hingegen die jetzt so beliebten Reizmittel zwar ein vorübergehendes Gefühl von Munterkeit und Erhöhung der Kraft erregen, aber jedesmal von den vorhandenen Kräften etwas aufzehren und endlich Erschöpfung derselben verursachen.

Wie heilsam, wohlthätig und unentbehrlich der Schlaf auch für die Kranken sey, wird hieraus begreiflich. Wie fühlt sich der Kranke erquickt, wenn er in einer Stunde Schlafes seine Leiden vergessen konnte! Und wenn nun die Heftigkeit der Krankheit gebrochen, der Sturm vorüber ist, wo gäbe es ein Mittel, welches besser die Kräfte des Wiedergenesenden erneuerte und täglich vermehrte, ein Mittel das besser dem abgezehrten Körper wieder gesundes, balsamisches Blut und neues Fleisch verschaffte, als der Schlaf? — Man muß daher alles anwenden, um

um dem Kranken sobald es seine Krankheit zuläßt, einen gesunden und wohlthätigen Schlaf zu verschaffen, und dagegen alles abwenden und entfernen, was ihn stören könnte.

Nicht jeder Schlaf ist in Krankheiten der natürliche, heilsame und erquickende. Zuweilen führt die Krankheit einen Zustand herbei, der dem Schlafe ähnlich sieht, aber kein wahrer Schlaf ist; zuweilen sind die innern Bewegungen so stark daß der Schlaf unruhig, angreifend für den Kranken ist; in manchen Fällen ist der Schlaf selbst noch nicht, oder doch nicht lange, zulässig für ihn.

Das beste Zeichen eines guten Schlafes ist, wenn er dem, welchen der Kranke in seinen gesunden Tagen hat, am ähnlichsten ist; wenn der Kranke seine gewöhnliche Miene, seine gewohnte Lage dabei hat, auf der Seite und ganz ruhig liegt, frei, leicht und in hinlänglichen Zügen athmet, die Augen vollkommen geschlossen, den Mund nur leicht geöffnet hat, der Körper dabei gleichmäßig warm, die Haut feucht, allenfalls mit gelindem Schweiße wie bethaut ist, wenn der Kranke leicht aufgeweckt werden kann, nach dem Schlafe sich vollkommen besinnt, sich nicht ermattet, sondern erquickt fühlt. Verdächtig ist der Schlaf, je mehr er von dem gewöhnlichen des Kranken abweicht. Vorzüglich ist dieß unter folgenden Umständen der Fall; wenn der Kranke wider seine Gewohnheit beim Schlafe auf dem Rücken liegt und dabei sich unruhig hin und her wirft; wenn er schwer, kurz, abgebrochen athmet,

und

und wider Gewohnheit schnarcht; wenn die Augen halb geschlossen sind; die Nasenflügel, die Lippen sich bei jedem Athemzuge mit bewegen; wenn er, wider seine Gewohnheit den Athem mit dem Munde ausbläßt; wenn er in triefendem Schweiße liegt, welcher zuweilen auch kalt, oft auch nur am Kopfe ist; wenn der Kranke kaum zu erwecken ist, nach dem Erwachen sich nicht besinnt, gleich wieder zurückfällt, wenn er ein wenig aufgerichtet wurde, sogleich in denselben tiefen Schlaf wieder verfällt, wie vorher, welcher Zustand Schlafsucht, Sopor, genannt wird und oft ein Vorbote des Schlagflusses ist; endlich, wenn der Kranke sich nach seinem Schlafe ermattet, erschöpft und traurig fühlt.

Diesem Schlafe darf der Kranke nicht überlassen bleiben. Man erwecke ihn, suche ihn so lange als möglich munter zu erhalten, und ist dieß nicht ganz möglich, so lasse man ihn wenigstens nicht lange in einem fort schlafen. Auch wenn der Kranke eine Halsentzündung hat, darf er nicht lange anhaltend schlafen, denn der Hals wird trocken, die Entzündung vermehrt, so daß die Kranken mit Angst und vermehrten Schmerzen, zuweilen mit dem Gefühl als müßten sie ersticken, plötzlich erwachen. Auch wenn ein beträchtliches Geschwür im Halse reif und dem Aufbrechen nahe ist, darf der Kranke dem Schlafe nicht überlassen bleiben, weil in dem Fall, daß das Geschwür plötzlich aufbräche, der schnelle Erguß des Eiters in die Luftröhre ihn ersticken könnte.

Kranke

Kranke mit großer Schwäche dürfen nur zu kurzen Abschnitten schlafen, weil die Erfahrung lehrt, daß solchen Kranken ein langer Schlaf nicht gut bekommt; vielleicht, weil die schwachen Lebenskräfte noch nicht hinreichen, die innern Verrichtungen des Körpers ohne Anregung äußerer Reize zu unterstützen. Man muß sie daher nur eine Stunde lang anhaltend schlafen lassen, alsdann wieder eine Zeitlang munter erhalten. Man beobachte ihren Puls, und so bald dieser schwächer oder unordentlich wird, wecke man sie auf. Kranke, welche an Blutungen leiden, z. B. Wöchnerinnen gleich nach der Niederkunft, dürfen nur wenig anhaltend schlafen, und müssen genau dabei beobachtet werden. Wenn der Kranke unruhig schläft, sich viel herum wirft, so nützet ihm der Schlaf nichts, und es ist besser, wenn er wacht. Auch wenn ihn im Schlafe unangenehme, furchtbare Träume beängstigen, er schnell auffährt, schwer athmet, seufzet, weint, so endige man ihm diesen peinlichen Zustand und wecke ihn auf, er erwacht sonst aus einem solchen Schlafe um vieles kränker und abgematteter, als er vor demselben war.

Der Schlaf will sich aber oft gar nicht einstellen, so sehr auch die Kranken sich darnach sehnen. Alles was die Thätigkeit der Nerven und des Gehirns aufreizt, verhindert ihn. Daher fehlt er in der Fieberunruhe und Hitze, bei Wallung des Blutes, bei Andrang desselben nach dem Kopfe, welches auch bei Kälte der Fall ist, denn

so lange die Füße kalt sind, kann Niemand einschlafen; ferner bei heftigen Gefühlen, besonders wenn sie von Schmerzen erregt werden, bei Krämpfen, Unruhe des Gemüthes, sowohl von angenehmer als trauriger Veranlassung. Zuweilen hindert es den Schlaf, wenn der Magen zu voll ist, und die Speisen als belästigende Reize wirken, zuweilen wenn er zu leer ist, und die Lebenskraft des Magens sich zu sehr ansammelt, so daß das Gefühl des Hungers dem Kranken Unruhe macht. Nicht selten verhindern auch ungewohnte Eindrücke den Schlaf; die Veränderung des Schlafzimmers, das Brennen eines Nachtlichtes, ungewohntes Geräusch auf der Straße oder sonst in der Nachbarschaft des Zimmers; ungewohnte Stille, wenn der Kranke an ein bestimmtes Geräusch gewöhnt war und dieß plötzlich aufhört, z. B. wenn die Uhr stille steht.

Um die Schlaflosigkeit zu heben, muß man alles mögliche anwenden, denn es ist von großer Wichtigkeit für die Minderung der Krankheit und Wiedergenesung des Kranken, ihn den wohlthätigen Einfluß des Schlafes bald genießen zu lassen. So lange die Heftigkeit der Krankheit es nicht zuläßt, muß freilich die Natur und der Arzt erst diese herabgestimmt haben. Ist dieß aber auch geschehen, so können doch manche Hindernisse den Schlaf noch zurückhalten, die man daher zu entfernen suchen muß. Bei Hitze und Wallung des Blutes gebe man dem Kranken gelinde kühlende Mittel, Limonade, eine Messer-

spitze

spitze voll Weinsteinrahm und Salpeter, oder etliche Tropfen verdünnte Schwefelsäure in Wasser mit Zucker, so viel dazu gehört, daß etwa ein halbes Glas Wasser angenehm säuerlich schmecke. Man mache den Kranken ein lauwarmes Halbbad, oder wenigstens ein Fußbad, das den zu raschen Umlauf des Blutes besänftigt, den ungleichen regelmäßig macht. Bei Pressung im Unterleibe, Beängstigung von Blähungen, befördert selbst ein Klystier, durch die Erleichterung die es verschafft den Schlaf. Schmerzen und Krämpfe müssen so bald als möglich gehoben werden, durch sanfte krampflindernde Einreibungen von Salben mit Opiattinktur, Bilsenkrautöl, im Nothfall wenn man nicht gleich etwas anders bekommen kann, mit bloßem Oel und Speichel, durch Reiben mit gewärmtem Flanell u. s. w., durch lindernde lauwarme Kräuter-Aufschläge von Bilsenkraut, Leinsaamen, auch Hollunderblüten in Milch gekocht.

Unruhige Bewegungen des Gemüthes müssen gestillt, und die Seele muß in einen Zustand der Ruhe, Stille und Behaglichkeit versetzet werden; man lenke die Phantasie des Kranken auf angenehme Gegenstände, welche sanfte Empfindungen hervorbringen; man erzähle eine einfache Geschichte die nicht zu traurig, nicht zu lebhaft, nicht schreckbar, im Anfange zwar etwas anziehend seyn muß, um die Aufmerksamkeit des Kranken an sich zu ziehen, dann aber gleichgültiger, ja selbst etwas langweilig werden mag, um ihn

allmählig einzuschläfern. Eben so gebrauche man das Vorlesen. Auch folgende Mittel erreichen oft ihren Zweck, die Phantasie zu beruhigen und Ruhe und Schlaf herbei zu führen: man beschreibe den Kranken eine ländliche einfache Gegend, mit einer sanften gleichförmigen Bewegung, z. B. das Wallen eines Kornfeldes; man lasse ihn eine sanfte, einfache, sich oft wiederholende Musik hören, die zuweilen leise verhallt, zuweilen eben so leise wieder anhebt; einen sanften einförmigen Gesang, von einer Harfe oder Guitare mit einzelnen leisen Harmonien begleitet.

Stört der Genuß irgend einer Speise den Schlaf, so muß diese weggelassen oder doch vermindert werden, allein mit leerem und hungerndem Magen schläft man noch weniger, als nach befriedigtem Appetit daher man diesen erst befriedigen muß, wenn er sich bei Kranken wieder einstellt. Hindert den Kranken die Veränderung seiner Schlafstelle, so suche man sie seiner gewöhnlichen so ähnlich als möglich zu machen, stelle die Möbeln, Stühle u. s. w. eben so, und gebe dem Bette, in Hinsicht des Lichtes vom Fenster her, die nämliche Stellung, die es im gewöhnlichen Schlafgemach hatte. Ungewohnten Lärm vermeide man; das Schlafzimmer muß einsam und stille seyn, es darf nicht vorn heraus auf eine geräuschvolle Straße liegen, oder in der Nähe eines Handwerkers, der mit Geräusch arbeitet; auch Singvögel, die früh ihren Schlag anfangen, dürfen nicht in der Nähe des Kranken seyn, wenn er es nicht gewohnt ist; über-

überhaupt bestimmt hierbei die Gewohnheit alles, deswegen darf wiederum auch ein geringes einförmiges Geräusch, an das der Kranke sich gewöhnt hat, nicht plötzlich weggeschaft werden.

Ist der Kranke eingeschlafen, so achte man ja seinen Schlaf recht hoch, suche jede Störung desselben zu verhindern und erhalte ihn so lange, als man ihn für den Kranken heilsam glaubt. Die tiefste Stille muß in dem Zimmer und dessen Nähe herrschen, kein Geräusch, kein lautes Reden darf sie unterbrechen. Man hüte sich ja vorzüglich, dem Kranken einen Schreck durch plötzlichen Lärm, durch den Fall irgend einer Sache, durch Anstoßen, Zuschlagen der Thüre, zu verursachen; wer in der Stube ist, muß beim Gehen die Schuhe ausziehen. Die Thüren der Krankenstube aber nicht allein, sondern auch des ganzen Hauses dürfen nicht mit Geräusch, sondern müssen ganz leise auf- und zugemacht werden; das Knarren derselben muß man durch Einschmieren der Angeln und Schlösser mit Oel zu verhüten suchen. Ist eine Schlaguhr im Zimmer oder in der Nähe, die einen sehr starken Schlag hat, so dämpfe man ihn dadurch, daß man den Hammer mit Leder umwickelt. Der Kranke darf auch, es sey denn ausdrücklich vom Arzte verordnet, der Arzenei wegen nicht geweckt werden, denn der Schlaf ist ihm die köstlichste Arzenei, welche die heilende Natur ihm selbst reichet. Es versteht sich, daß er noch viel weniger einer andern Ursache wegen darf aufgeweckt werden. Man beobachte ihn aber be-

beständig, wie er schläft, ob ihm der Schlaf gut bekomme, und halte ihn leicht bedeckt. Man lasse keinen Luftzug an ihn, theils würde dieser ihn eher aufwecken, theils durch Erkältung ihm nachtheilig werden.

Soll der Kranke aufgeweckt werden, so thue man dieß nicht schnell, nicht so heftig, daß er etwa mit Schrecken auffährt, sondern ganz allmählig, mit sanftem Rücken an der Bettdecke oder an der Hand, leisem Anfassen der Hand, durch leise Zusprache, Nennung des Namens, mit leiser Anstimmung eines Gesangs, einer sanften einfachen Musik, die allmählig etwas anwächst, so reißt sich der Kranke nach und nach selbst aus dem Schlafe und hat ein sanftes frohes Erwachen. Wiedergenesenen fehlt es oft noch lange an festem und anhaltendem Schlafe. Hieran ist wohl vorzüglich Mangel an Genuß der freien Luft, an Bewegung, an Beschäftigung, selbst Mangel an Ermüdung des Körpers Ursache. Frische Luft stümpft gar herrlich die noch krankhaft erhöhte Empfindlichkeit des Nervensystems herab, die den Schlaf verhindert, und die Ruhe, welche der Körper noch den ganzen Tag über genießt, macht, daß er das Bedürfniß der nächtlichen Ruhe noch nicht so dringend empfindet. Daher ist auch in dieser Rücksicht nothwendig daß der Kranke immer reine, frische Luft genieße, und sobald es der Zustand seiner Gesundheit erlaubt, sich gelinde Bewegung und eine nicht zu sehr anstrengende, seinen Kräften angemessene Beschäftigung mache. Der Schlaf

am Tage, wenn er sich daran gewöhnt hat, muß immer etwas abgekürzt werden, so wird sich das Fehlende im nächtlichen Schlafe doppelt wieder ersetzen.

In Rücksicht des gewöhnlichen Schlafzimmers ist zu beobachten, daß es alle Eigenschaften eines Krankenzimmers haben müsse. Die Stätte, wo der Wiedergenesene einen beträchtlichen Theil der Zeit zubringen, wo er neue Kräfte nach jeder Tagesarbeit sammlen, wo seine Natur im Innern des Körpers zur Befestigung und Erhaltung seiner Gesundheit thätig seyn soll, muß so beschaffen seyn, daß sie nicht Hindernisse für den wohlthätigen Einfluß des Schlafes enthalte, oder selbst nachtheilig auf den Körper wirke, sie muß folglich nicht zu enge seyn, muß täglich mit frischer Luft versehen und durchaus gelüftet werden können; sie muß nicht zu helle, aber auch kein finsteres Loch seyn, sie darf nicht feucht, mit dumpfer moderiger Luft angefüllt seyn, endlich muß sie still und einsam liegen. In der Wohnstube zu schlafen, ist nicht gesund, weil die Luft zu sehr mit mancherlei Ausdünstungen den Tag über angefüllt wird, auch im Winter zu warm ist. Die Alkofen an der Wohnstube sind zu enge, können nicht gehörig gelüftet und rein gehalten werden.

Ein eigenes, geräumiges, trockenes, mit Fenstern hinlänglich versehenes Schlafgemach ist am besten, und zur Gesundheit durchaus nothwendig.

In einem Bette mit einem sogenannten Himmel, mit zugemachten Vorhängen zu schlafen

fen ist schädlich, denn die umgebende Luft wird durch das Ausathmen und durch die Ausdünstungen des Körpers mit fremden Theilen verunreiniget, die Lebensluft wird verzehrt, und doch ist die Zuströmung der frischen Luft nicht so leicht, als wenn das Bette ganz frei stünde.

Das Bette muß von allen Seiten von der Wand abstehen, besonders wenn diese feucht ist; eigentlich sollte es in der Mitte des Schlafzimmers stehen. Die Wände des Schlafzimmers müssen grün angestrichen seyn, denn diese Farbe ist die wohlthätigste für die Augen und früh morgens, wenn die Augen noch sehr empfindlich sind, am erquickendsten für sie. Die Fenster lasse man mit grünen Vorhängen versehen, um das einfallende Licht zu mildern.

Fünftes Kapitel.

Reinlichkeit. Wäsche. Kleidung.

Von der Nothwendigkeit der Reinlichkeit in allen den Kranken umgebenden Dingen ist schon die Rede gewesen; aber auch der Körper des Kranken selbst muß reinlich gehalten werden. Der Kranke kann sich, wie er es gewohnt war, täglich waschen, muß es jedoch mit lauwarmem Wasser, etwas Seife und Brandewein thun, kann auch den Mund öfters ausspülen und die Zähne ausbürsten. Auch in dieser Rücksicht ist es heilsam, wenn der Kranke zuweilen in ein lauwarmes Bad kommt. Die Haare des Kranken verwirren sich,

wenn

wenn sie nicht ausgekämmt werden, bald so sehr, daß sie kaum wieder auseinander können gebracht werden. Zuweilen wird die Haut so empfindlich, daß das Kämmen den Kranken schmerzhaft ist; man schneide die Haare etwas kürzer, kämme und bürste sie nur sanft, aber öfters, so können sie sich nicht so verwirren. Die Haare ganz glatt abzuschneiden, muß man sich sehr hüten, denn in Krankheiten sowohl, als auch noch in der Zeit der Wiedergenesung ist dieses höchst schädlich; man hat Beispiele, daß es den Tod solcher Personen verursacht hat.

Das den Körper zunächst umgebende Kleidungsstück ist das Hemde; es zieht die Ausdünstungen an sich, und hält ihn beständig in einem Dunstkreiße derselben. Es ist daher nothwendig, daß es oft mit einem Andern gewechselt werde, dann kommt die gesammelte Ausdünstung weg, und frische Luft mit der frischen reinen Wäsche an den ganzen Körper; dadurch wird die Haut äußerst angenehm erquickt, gestärkt, und ihre für die Gesundheit des Menschen so nothwendige Thätigkeit in Gang erhalten. Die Haut ist durch die Einrichtung unserer Natur dahin angewiesen, daß die Einsaugung gewisser heilsamen feinen luftartigen Stoffe aus der sie umgebenden Luft, dann auch wieder die Ausdünstungen anderer dem Körper schädlichen oder doch entbehrlichen Theile in dieselbe, also eine beständige Wechselwirkung zwischen beiden, statt finden soll. Es kann nun keine andern als nachtheilige Folgen für die Gesunden

so-

sowohl als für die Kranken haben, daß wir durch zu langen Gebrauch von einerlei Wäsche und Kleidung, so wie auch durch zu dichte Kleidungen, der Luft den Weg zu unserer Haut so versperren. Der Körper hat jedesmal das Gefühl von Erquickung, so oft frische und reine Wäsche ihn umhüllt. Der Wechsel muß, wenn es seyn kann, täglich geschehen, und zwar früh morgens, besonders nach jedem starken Schweiße, denn die nasse Leinewand erkältet sonst leicht den Kranken. Beim Anziehen eines frischen reinen Hemdes muß aber auch alle Vorsicht beobachtet werden, um jede Erkältung zu verhüten. Alle Fenster müssen verschlossen, jeder Zug der Luft auf den Kranken muß verhütet werden. Seine feuchte Haut wird vorher mit einem trockenen und warmen Stücke Leinewand gelinde gerieben und abgetrocknet, das anzuziehende Hemde wird an einem heißen Ofen oder über Kohlen von aller etwa noch anhängenden Feuchtigkeit befreiet und ein wenig erwärmt, dann das schmutzige schnell weggenommen und das frische angezogen, wobei man jedoch die Kranken nicht zu sehr angreifen darf. Für Kranke die sehr matt sind, muß man die Hemden, um sie ihnen leichter anzulegen, hinten ganz aufschneiden, und mit Bändern versehen, um sie leicht zubinden zu können. Die Ermel müssen weit genug seyn, oder man schneide auch diese der Länge nach auf, und nähe Bänder dran.

Es ist in der Regel vorzüglicher, zu Hemden sich der Leinewand zu bedienen. Sie ist reinlicher, ange-

angenehmer, kühlt und erquickt mehr die Haut, als jedes andere Material dazu. Die Wolle ist weniger reinlich, wird durch das Waschen immer dichter, und daher wird das daraus verfertigte Stück immer kürzer und enger; sie reizt die Haut zu sehr, hält die Wärme mehr als nöthig ist, zusammen, und verschaft nicht das erquickende Gefühl von Erfrischung, wie die Leinewand.

Manche Umstände und Krankheiten erfordern noch besondere Bestimmungen. In hitzigen Fiebern, bei vermehrter Absonderung der Wärme, muß man den Kranken leinene Hemden anziehen. Bei Schwäche, Kälte, bei Ohnmachten gichtischen Krankheiten, in der Periode der Wiedergesung, kann der Kranke einige Zeit hindurch Wollene tragen. Diese müssen von feinem, nicht zu dichtem Flanell gemacht seyn, müssen oft gewechselt und recht mit Seife, aber nicht zu heiß, gewaschen werden. Manche tragen ein Leibchen oder einen Bund von Flanell auf der bloßen Haut des Leibes. Auch diese müssen alle Tage, oder doch mehrmals in der Woche, gewechselt werden.

Es ist rathsam, daß der Kranke auch im Bette ein Jäckchen mit Ermeln über das Hemde trage, daß er sich nicht zu sehr in das Bette zu stecken braucht, sondern die Brust und die Arme frei halten kann, ohne sich jedoch zu erkälten.

Wenn er wieder aus dem Bette seyn kann, so muß seine Kleidung warm und bequem seyn. Der Wiedergenesene braucht einen Schlafrock, mit Flanell gefüttert, wollene Strümpfe, oder zwei

Paar

Paar baumwollene, u. s. w. — Frauenzimmer müssen gleichfalls nach Verhältniß warme Kleidung anziehen. Es ist von sehr nachtheiligen Folgen, wenn die Wiedergenesenden sich nach ihrer Krankheit zu leicht und zu kühl kleiden. Die Ausdünstung, welche zur gänzlichen Wiederherstellung durchaus noch eine Zeitlang frei und ungehindert vor sich gehen muß, oft sogar durch Arzeneimittel noch befördert werden soll, wird offenbar dadurch gestört, von der Krankheit bleibt nun etwas im Körper sitzen, oder sie kehrt von neuem zurück, und reibt den Kranken, dessen Kräfte zum Widerstande nun geschwächt sind, vielleicht ganz auf. So wurde gewiß mancher Kranke der schon auf dem Wege der Wiedergenesung war, noch eine Beute des Todes, oder behielt doch eine Kränklichkeit auf viele Jahre, oft auf Lebenszeit zurück.

Solche Personen, welche an leichtern Unpäßlichkeiten leiden, während welcher sie außer dem Bette sich aufhalten können, müssen sich doch auch wärmer anziehen, als gewöhnlich. Bei dem weiblichen Geschlecht in den höheren Ständen ist der nachtheilige Gebrauch, sich zu leicht zu kleiden, an sehr vielen Kränklichkeiten Ursache geworden. Möchten sie wenigstens in Tagen der Krankheit diese, für ein nördliches Klima unpassende Mode, verlassen. Durch zu kühle Kleidung verzögern sie oder verhindern wohl ganz und gar ihre Genesung, und verschlimmern ihre Krankheit. Wie so manches Opfer ist aus diesem Geschlech-

schlechte, mehr als von dem männlichen, schon der Mode und der Eitelkeit gefallen, und wie viele werden noch fallen, da die heutige Bildung des weiblichen Geschlechts dazu geeignet ist, dem Leichtsinn, der Eitelkeit und muthwilligen Verachtung aller Moralität immer mehr Eingang zu verschaffen, als der Vernunft und der Liebe zu dem wahrhaft Schönen und Guten! —

Sechstes Kapitel.

Bewegung.

Die Bewegung des Körpers ist entweder bloß leidend, durch äußere Hülfe allein hervorgebracht, wenn er z. B. gefahren oder gewiegt wird; oder selbstthätig, durch eigene Anstrengung verschafft, wie das Gehen, zum Theil auch das Reiten, mechanische Arbeiten und manche Spiele. Die leidende Bewegung bewirkt eine gelinde Erschütterung des Körpers; die selbstthätige setzt die Muskeln in stärkere Bewegung, übt die Kräfte, beschleunigt den Umlauf des Blutes und die Thätigkeit des Herzens, daher befördert sie auch den Durchgang des Blutes durch die Lungen und beschleunigt das Athemholen, so wie auch alle wiederum hiervon abhängende Verrichtungen des Körpers, besonders die Absonderung und Ausdünstung. Von wie mannichfaltigem Nutzen also die Leibesbewegung seyn kann, ist schon hieraus einigermaßen ersichtlich, es müssen jedoch dabei gewisse Regeln zur Vorsicht beobachtet werden.

Wenn

Wenn sie in Verhältniß der Kräfte der Person zu stark ist, so ermüdet sie, erschöpft die Kräfte, erhitzt und treibt den Schweiß. Auch die Verschiedenheit der Krankheit muß beachtet werden. In fieberhaften Krankheiten ist ohnedieß schon zu sehr beschleunigter Umlauf des Blutes, Gefühl der Ermüdung, tägliche Abnahme der Kräfte, daher denn hier alle selbstthätige Bewegung muß vermieden werden. Der Kranke bedarf der Ruhe, die noch übrigen Kräfte müssen zur Besiegung der Krankheit angewendet werden, die zu hastige Bewegung des Blutes muß man eher zu mäßigen suchen. Manche glauben, wenn sie die Entstehung einer Krankheit in sich fühlen, derselben dadurch vorzubeugen, daß sie sich eine starke Motion machen, um, wie sie sagen, sich auszugehen oder die Krankheit zu verlaufen. Gerade dadurch aber beschleunigen sie oft den Ausbruch der Krankheit und machen, daß sie stärker wird als sie vielleicht geworden wäre, wenn sie sich ruhig verhalten, und die Lebenskraft bloß zur Abwendung der Krankheit benutzt hätten.

In leichtern fieberhaften Krankheiten ist eine gelinde Bewegung zwar an sich nicht schädlich, aber es macht doch mehr Umstände, und setzt, wegen der zu befürchtenden Erkältung, den Kranken mehr in Gefahr als sie Nutzen schafft, ist also auch lieber zu unterlassen.

Das Wiegen der Kinder ist eine angenehme schaukelnde Bewegung, wobei weder Anstrengung, noch Erkältung zu befürchten ist, und

und die ihnen manche Stunde Schlaf und Ruhe verschafft, die sie vielleicht außerdem entbehren müßten. Diese einfache und beständig wiederholte einförmige Bewegung wirkt auf das Gefühl der Kinder eben das, was eine anhaltende, sanfte, einfache und leise Musik auf das Gehör der Erwachsenen thut, die gereitzte Thätigkeit der Nerven wird allmählig beruhigt, und der Schlaf herbeigeführt. Zu heftiges Wiegen bewirkt aber das Gegentheil, erschüttert das Gehirn des Kindes und darf durchaus nicht gestattet werden. Eine so gelinde und schaukelnde Bewegung wäre aber selbst für Erwachsene sehr wohlthätig, besonders für Fieberkranke, an Krämpfen, an Unruhe des Nervensystems Leidende, bei Schlaflosigkeit und Irre-Reden, auch bei großer Hitze. Wie durchdringend die schaukelnde Bewegung auf den Körper wirkt, beweißt der Umstand, daß man dadurch sogar Wahnsinnige in ihren heftigsten Anfällen besänftiget, und ihren hartnäckigen Eigenwillen dadurch bezwungen hat, eben weil sie so außerordentlich beruhigend und besänftigend auf das Nervensystem wirkt. Man sollte sie daher durchaus mehr in Krankheiten bei Erwachsenen anwenden. Die Einrichtung zur Anwendung dieser Bewegung kann nach den ökonomischen Verhältnissen verschieden seyn, läßt sich aber auch leicht nach den jedesmaligen Umständen treffen. Man kann z. B. in einer Art von Hangmatte ein leichtes Bette zurichten, wenn ein starkes Leinentuch doppelt zusammengelegt und zu

den Seiten an Stangen die etwas über Mannslänge haben, befestiget wird. Oben und unten werden zwei Queerstangen befestigt, welche die Breite der Hangmatte bestimmen und befestigen. Dann werden auf jede Seite drei Stricke an der Stange in gleichen Zwischenräumen angebunden, welche in einiger Höhe alle sechs mittelst eines Knotens vereiniget werden. An diesen wird ein starker Strick gebunden, und dieser an einen Haken an der Decke des Zimmers hinlänglich befestigt, so daß daran die Hangmatte etwa eine Elle über dem Fußboden schwebt, und hin und her geschaukelt werden kann.

Wiedergenesende müssen nur ganz allmählich wieder anfangen, sich thätige Bewegung zu verschaffen. Die Muskelkräfte haben gemeiniglich in Fiebern sehr gelitten, die Beine kommen den Kranken so schwer vor wie Blei, kaum können sie sich aufrecht erhalten; wollen sie eine Treppe hinabsteigen, so brechen die Kniee zusammen; aufwärts können sie kaum die Beine in die Höhe heben. Gelinde Uebung stärkt sie allmählig; jeden Tag nehmen die Muskelkräfte wieder um etwas zu. Nur müssen solche Personen jede Anstrengung noch vermeiden, welche die erworbenen Kräfte schnell wieder aufreibt. Kann der Wiedergenesene an die Luft, so ist es freilich besser, wenn er erst ausfährt, wo Genuß der freien Luft und gelinde heilsame Erschütterung des Körpers ohne Anstrengung desselben mit einander verbunden sind. Indessen gestatten dieß nicht eines

jeden

jeden Kranken Umstände. Wer die Gelegenheit hat, einen Garten benutzen zu können, der kann sich mit Bequemlichkeit den Genuß der freien Luft und gelinde Bewegung verschaffen. Auch allmählich weitere Spaziergänge können vorgenommen werden, nur muß die Witterung trocken und mäßig warm seyn. Alle zu heftige Anstrengungen müssen vermieden werden, sonst schadet sich der Genesene wieder, indem Erschöpfung der Kräfte und zu starke Schweiße erfolgen. Sobald er eine gelinde Müdigkeit fühlt, muß er sogleich einhalten, erst ein wenig ausruhen, und dann wieder weiter gehen. Bei kühler, regenhafter Witterung, oder wenn Gewitter zu erwarten sind, bei feuchter Luft, scharfem Ost- oder Nordwind, früh morgens oder abends spät, darf er nicht ausgehen.

Das Reiten ist eine sehr heilsame Bewegung, es übt die Kräfte, ohne doch zu sehr anzustrengen, der Wechsel der Gegenstände ist schneller, und so ist es auch unterhaltender, aufheiternder für das Gemüth und nicht so ermüdend, als das Gehen. Die gelinde Erschütterung vermehrt die innere Bewegung der Eingeweide, und befördert ihre heilsamen Verrichtungen. In der schleimigten Lungensucht, in langwierigen Krankheiten von Schwäche des Unterleibes, in der Hypochondrie, ist es besonders anzurathen. Auch manche Spiele sind zur Bewegung zu brauchen, z. B. das Billardspiel, welches angenehme Unterhaltung des Gemüths mit heilsamer Bewegung des Körpers verbindet,

bindet, und dienlicher ist, als das Kegelspiel, welches eine zu gewaltsame Bewegung erfordert.

Siebentes Kapitel.

Wartung der Sterbenden und Scheintodten.

Nicht alle Kranke genesen wieder; manchen setzt die unbezwingliche Heftigkeit der Krankheit, manchen das hohe Alter, welches die Lebenskräfte bis zum letzten Fünkchen verzehrt hat, das Ziel. Es ist eine heilige Pflicht, für Sterbende alle nur mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu beobachten, um ihnen den Uebergang aus diesem Leben in das zukünftige so viel als es die Natur eines solchen Schrittes nur möglich macht, zu erleichtern. Sie müssen beständig sanft und mit Schonung behandelt werden, man erquicke sie mit trostreichen Worten, vermindre das Bittre mancher Gefühle durch angenehme Sinneseindrücke, z. B. durch sanfte Musik; reiche ihnen erquickende Getränke, und suche alles, was sie in den letzten Tagen und Stunden beunruhigen könnte, zu entfernen. Wenn auch die Krankheit einen solchen Gang nimmt, daß es den Anschein hat, sie werde mit dem Tode endigen, so darf doch deswegen mit dem Gebrauche aller verordneten Medikamente nicht aufgehört werden, denn es ist Pflicht, so lange das Leben vorhanden ist, alles was man kann anzuwenden, um es zu erhalten, und

und dann kann oft auch noch Hülfe möglich seyn, wo Jederman daran verzweifelt. Man hat Beispiele genug, das Krankheiten bei dem schlimmsten Anscheine, wider Jedermans Erwarten, plötzlich eine bessere Wendung nahmen, und Kranke beim Leben erhalten wurden, die man dem Tode ganz nahe glaubte. Es ist ein sehr schädliches Vorurtheil, welches unter den gemeinen Leuten noch herrschet, man plage nur die Kranken mit dem Einnehmen der Medizin und mit der Anwendung der äußerlichen Reizmittel.

Der Krankenwärter muß Standhaftigkeit und Muth genug besitzen, um den Sterbenden nicht zu verlassen, und die Begebenheit, die jedem Menschen bevorsteht, mit ruhigem und stillem Gemüthe abzuwarten. Es ist unrecht, wenn sich Alle von dem Sterbenden entfernen, und ihn in den letzten Augenblicken allein lassen, da man doch nicht wissen kann, was sich noch zuträgt. Ein grausames, unvernünftiges Betragen ist es vollends, wenn man dem Sterbenden die Kopfküssen wegzieht, daß er mit dem Kopfe tief liege, um das Sterben abzukürzen.

Oft kann der Fall seyn, daß ein Mensch als tod da liegt, in welchem doch in der That der Lebensfunke noch nicht ausgelöscht ist, sondern in welchem die Lebenskraft nur so weit geschwächt oder in ihrer Thätigkeit gehindert ist, daß sie sich durch gar kein Zeichen äußern kann. Solche Personen können z. B. eine Ohnmacht

 ha-

haben, durch welche sie unfähig werden, die geringste Spur von Leben von sich zu geben; nach heftigen Blutflüßen, bei inneren Krämpfen, bei hysterischen Personen, bei fieberhaften Krankheiten mit großer Schwäche, und noch mehreren andern, ist es schon der Fall gewesen, daß solche Personen lange Zeit, mehrere Stunden, ja sogar Tagelang wie tod dagelegen haben, welche doch noch Leben in sich hatten, und auch wieder zum Leben gebracht wurden. Solche Personen hörten alles, was um sie gesprochen wurde, und konnten doch vor großer Schwäche keinen Finger rühren, nicht die geringste Bewegung machen, wodurch sie ihr inneres Leben hätten andeuten können.

Bei allen Krankheiten, die mit dem Tode enden, muß daher die größte Vorsicht beobachtet werden, weil noch sehr oft der Fall möglich ist, daß nur ein Scheintod statt findet. Der Gestorbene muß daher noch eine Zeitlang im Bette liegen bleiben, und dann von diesem in ein anderes gebracht werden, welches in einer mäßig erwärmten Stube oder Kammer steht.

Ist die Vermuthung da, daß der Kranke nur scheintod sey, so müssen die Rettungsversuche, durch Bürsten, Reiben mit geistigen und gewürzhaften Salben u. s. w. vom Arzte bestimmt und geleitet werden.

Das einzige zuverlässige Zeichen des wirklichen Todes ist dieses, wenn der Körper den Ge-

Gesetzen des Chemismus folgt und sich dagegen nicht mehr behaupten kann, das heist wenn die Fäulniß eintritt. Diese erkennt man am teigichten Gefühle des Muskelfleisches, an der grünlichen Farbe der Haut des Unterleibes, an dem leichten Losschälen des Oberhäutchens und an dem Geruche der Verwesung.

Nur dann, wann diese Zeichen sich einstellen, darf der Verstorbene begraben werden.

Vierte Abtheilung.

Sorge für den Kranken in Rücksicht der Gemüthsstimmung.

Erstes Kapitel.

Inniger Zusammenhang der Seele mit dem Körper.

Das Wesen, welches in uns denkt, sich seiner bewußt ist, das was eigentlich das Ich in jedem Menschen ausmacht, nennen wir die Seele. Insofern wir dabei auf Vorstellungen, Begriffe, und das Denken Rücksicht nehmen, nennen wir sie auch den Geist des Menschen; in Betracht der einem jedem einzelnen bestimmten Menschen eigenen Zustände und Eigenschaften der Seele, in sofern sie von der eigenen Beschaffenheit des Körpers abhängen und jedesmal bestimmt werden, nennen wir sie auch das Gemüth. Wir können uns zwar die Seele für sich, ohne Verbindung mit dem Körper denken allein für dieses Leben ist sie an den Körper gewiesen, ist innig mit ihm verbunden

den und gleichsam in Eins mit ihm verschmolzen. Daher hängt der Zustand beider sehr von einander ab, jedes hat Einfluß auf das andere, und bestimmt es zum Theil. Dasjenige Organ (Gebilde, Werkzeug), an welches die Thätigkeit der Seele im menschlichen Körper zunächst gebunden ist, und vermittelst dessen sie auf den ganzen Körper wirkt, ist vornehmlich das Gehirn, dann aber auch das ganze Nervensystem, welches sich im Gehirn als auf einem Punkte vereiniget, und umgekehrt vom Gehirn als der Wurzel in unzählichen Verästelungen durch den ganzen Körper sich zu verbreiten scheint. Durch die Nerven werden auch die Sinne gebildet, vermittelst welcher der Mensch der ihn umgebenden Welt außerhalb ihm gewahr wird und mit ihr in Verbindung tritt.

Der Einfluß der Seele auf den Körper ist theils willkührlich, bei den mannichfaltigen Bewegungen, die der Körper vornimmt, so bald die Seele es will; z. B. sobald der Mensch den Arm ausstrecken will, bewirken die Muskeln, aufgereizt durch die dazu gehörigen Nerven, diese Bewegung des Arms; theils ist der Einfluß unwillkührlich, aber eben so äußerst wichtig für den Körper. Von demjenigen Organ, an welches die Thätigkeit der Seele zunächst gebunden ist, auf welches sie also auch zunächst und am meisten wirkt, von dem Gehirn, hängt auch die Stärke der Lebenskraft und ihre Vertheilung im ganzen Körper, dadurch auch die regelmäßige und kräftige Thätigkeit derjenigen Organe ab, welche zur Unterhaltung des

Le-

Lebens, und selbst wieder die aufgewandte und verzehrte Lebenskraft zu ersetzen, dienen müssen. Der verschiedene Zustand der Seele muß also auch auf die Erhaltung des Lebens, auf die Gesundheit des Körpers, auf das bessere oder schlimmere Befinden nothwendig verschiedenen Einfluß haben, so daß also ein guter Zustand der Seele auch gut auf den Körper, ein übler Zustand der Seele übel auf jenen wirken muß. Dieß lehrt auch schon die Erfahrung des gemeinen Lebens. Wem etwas Unangenehmes begegnet ist, wer sich ärgert oder erzürnet, dessen ganzes Gesicht wird verändert, die Muskeln verzerren sich, er wird blaß oder roth, er fühlt ein übles Behagen durch den ganzen Körper er wird heiß, das Blut steigt in den Kopf, er bekommt Galle in den Magen und verliert den Appetit zu essen. Wer hingegen vergnügt und zufrieden ist, hat ganz andere Mienen, er sieht freundlich, empfindet ein Wohlbehagen im ganzen Körper, er fühlt sich freier und leichter, die Verdauung geht kräftiger von statten deswegen kann er in einer lustigen Gesellschaft noch einmal so viel essen als gewöhnlich, und es bekommt ihm doch gut.

Dagegen wirkt auch der Körper wieder vielfältig und in jedem Augenblick auf die Seele, denn durch die Sinneseindrücke wird sie erst gewahr, was sowohl in ihrem Körper, als auch außer ihm vorgeht; angenehme und sanfte Eindrücke auf die Nerven verursachen einen angenehmen behaglichen Zustand der Seele, sind aber die Eindrücke auf

die Nerven rauh, heftig, zerstörend, so empfindet auch die Seele ein unangenehmes, schmerzhaftes Gefühl, und dieß versetzet sie in einen Zustand der Unlust und Trauer, durch welchen sie in ihrer freien, regelmäßigen Thätigkeit gestört wird. Auch hiervon haben wir in jedem Augenblicke Beweise. Wollen wir untersuchen, wie die Farbe einer Sache aussieht, so müssen wir die Augen dahin wenden, um zu sehen; ohne den Sinn des Ohrs wäre die verständigste Rede, die schönste Musik für uns vergebens da, und so mit allen Sinnen. Ist der Körper krank, oder durch irgend etwas verletzet, so empfinden wir Schmerz, sind verdrüßlich, und das Denken wird schwerer.

Je feiner, zarter und schwächlicher, desto empfindlicher ist auch das Nervensystem des Körpers, desto erhöhter ist auch das Gefühl, desto schneller und stärker wirkt auch alles auf die Seele. Je stärker und fester, desto weniger empfindlich sind die Nerven, um so schwerer ist das Gefühl zu erregen, um so langsamer und schwächer wirkt es auf die Seele. Die zarte Dame fällt in Ohnmacht und bekommt Krämpfe, wenn der einschneidende Klang einer Harmonika ihr zartes Gehör erreicht; der mit einem festen Nervensystem versehene Mann hört sie mit einem angenehmen Gefühle an, ohne jedoch bis ins Innerste davon ergriffen zu werden. Der straffe robuste Tagelöhner schaft die Blähungen, die ihm etwa im Leibe herumfahren, fort, ohne die leiseste Ahndung zu haben, daß, wenn sie in den Gedärmen eines kränk-

lichen

lichen Hypochondristen steckten, dieser Höllenqual davon erlitte.

In dem Zustande der Krankheit des Körpers, wenn er geschwächt, die Nervenempfindlichkeit erhöht ist, hat auch die Seele auf den Körper einen schnelleren und stärkeren Einfluß; es muß also in der Krankheit alle Sorgfalt angewendet werden, damit kein unangenehmer Zustand der Seele durch seine widrigen Rückwirkungen auf den Körper die Krankheit noch vermehre, die Leiden des Kranken schärfe, und die Genesung verzögere oder gar verhindere Hingegen muß alles benutzt werden, um durch vortheilhafte Stimmung der Seele die Lebenskraft zu stärken, die Krankheit zu vermindern, die Leiden des Kranken ihm weniger fühlbar zu machen, und die Genesung schneller herbei zu führen.

Zweites Kapitel.

Verschiedene Zustände des Gemüths und deren Wirkung auf den Körper.

Derjenige Zustand der Seele, welcher für gewöhnlich am zuträglichsten für den Körper gehalten werden muß, ist eine ruhige, sich gleichbleibende heitere Stimmung. Sie entsteht aus der Zufriedenheit des Menschen mit sich, seinen Handlungen und Gesinnungen, in einem guten Gewissen, reinem Bewußtseyn, in Zufriedenheit mit den ihn umgebenden Verhältnissen,

sei-

seinen Glücksumständen und mit den Menschen, mit denen er umgehen muß. Zufriedenheit ist das beste Zeichen der Gesundheit der Seele, und wirkt am wohlthätigsten für die Erhaltung der Gesundheit des Körpers. Das Gehirn und die Nerven sind in gleichmäßiger und hinlänglicher Thätigkeit, die Lebenskraft ist gehörig vertheilt, wirkt ungestört und ungeschwächt in allen Theilen und Organen des Körpers. Die Krankheit kann in einem solchen Zustande gehörig bearbeitet werden, keine Schwächung der Lebenskraft vermehrt, keine Störung derselben in ihrem Heil-Geschäfte, verschlimmert sie.

Wird das Gemüth aus seiner gleichmäßigen Ruhe gebracht, so wird es entweder in angenehme oder unangenehme Bewegung versetzet. Die angenehmen Gemüthsbewegungen wirken als wohlthätige Reizmittel, sobald sie nicht zu schnell und heftig kommen. Sie können auch in Krankheiten, welche mit Schwäche verbunden sind oder blos davon herrühren, oder bei denen doch die erste heftige Periode vorüber ist, benutzet werden, um die Thätigkeit der Lebenskraft zu erhöhen, sie munterer nud lebhafter zu machen.

Die Freude erhöht das Gefühl des ganzen Körpers auf eine wohlthätige Weise, sie leitet die Lebenskraft nach dem Herzen zu, dieses schlägt kräftiger, munterer, das Blut rollt leichter in den Adern, alle Verrichtungen des Körpers gehen lebhafter vor sich, die Verdauung ist thätig, der Appetit besser. Der Kranke vergißt seine Schmerzen,

zen oder fühlt sie doch weniger, die kränklich erhöhte Empfindlichkeit wird milder, unangenehme Gemüthsstimmungen werden verdrängt, Aerger, Verdruß und Sorge müssen der Freude endlich weichen.

Die Hoffnung ist eine mildere Freude. Was diese besitzet, sieht jene aus der Ferne sich nähern. Sie hat alle die wohlthätigen heilsamen Wirkungen, welche die Freude auf den Körper äußert, nur sanfter, milder und anhaltender. Die Freude verfliegt oft wie ein Rausch, die Hoffnung bleibt. Freude besucht sparsam den Kranken, die Hoffnung nähert sich ihm freundlich, versüßet seine Leiden, tröstet ihn mit der Aussicht auf bessere und frohe Zeiten, und verläßt ihn nicht. Sie erhält das Gemüth aufrecht, daß es unter der Last der Leiden nicht erliegt, sondern in einiger Kraftäußerung bleibt, und die Nententhätigkeit zur Hebung der Krankheit unterstützet. O wie grausam ist es, wer dem Kranken diese letzte Stütze, seine Hoffnungen, raubt, die letzte Quelle, aus der ihm noch Erquickung und Heiterkeit zufließt!

Die Freude kann schädlich für den Kranken wirken, wenn sie zu überraschend, zu heftig über ihn kommt. Man hat Beispiele, daß sie heftige Erschütterung des Gemüths erregt hat, welche Krankheiten, Verrücktheit, auch wohl plötzlichen Tod verursachte. Die Hoffnung ist nicht von so heftiger Wirkung, ist nie schädlich, und kann immer bei dem Kranken unterhalten werden.

Die

Die Liebe versetzet das Gemüth in eine Bewegung, welche das Innerste des Menschen durchdringt, und ihn mit einem sanften Entzükken erfüllt. Der Liebende ist der irrdischen Welt entrückt, die ihn umgebenden Außendinge wird er nicht gewahr, er sieht nichts, als den Gegenstand seiner Liebe, er fühlt nichts, als die Seeligkeit, geliebt zu werden. Nur mit Mühe und mit Widerwillen steigt er von seinen höhern Regionen in die gemeine Wirklichkeit herab, sobald als nur möglich lebt er wieder in seiner eigenen irrdischen Welt. Die Macht der Liebe auf das Gemüth ist außerordentlich; sie beruhigt die heftigsten Stürme desselben, verscheucht Kummer und Sorge, hebt die gebeugte Seele zu hohem Muthe empor. Sie stillt daher die unordentlichen Bewegungen der Nerven, stärkt die Lebenskraft, haucht neues Leben in den ganzen Körper; der Anblick der Geliebten erquickt den Kranken, und stärkt ihn mehr, als die kostbarste Medizin.

So heilsam aber die Liebe in ihren Wirkungen auf das Gemüth und den Körper ist, wenn sie in den Grenzen der Vernunft und Tugend bleibt und nicht hoffnungslos ist, so verderblich werden die Leidenschaften, in welche sie verwandelt wird, sobald jene Grenzen durchbrochen werden. Dann entsteht die wilde Begierde, welche den Menschen mit einem verzehrenden Feuer durchdringt, die Eifersucht, die gleich einer Furie ihn Tag und

Nacht

Nacht peinigt, der hoffnungslose Gram, der als ein langsames Gift das Leben untergräbt.

Ruhiger, doch auch sehr wohlthätig wirkt auf Gemüth und Körper die allgemeine Liebe, Wohlwollen, ächte Freundschaft, das zarte, unsichtbare Band, welches gleichgestimmte Seelen verbindet. Ist ein solches Verhältniß zwischen nahen Verwanden, so übertrifft es an Innigkeit und Vertraulichkeit alle andere. Doch hindert im gemeinen Leben oft Verschiedenheit der Gesinnungen und andere feindliche Verhältnisse solche Annäherung, und die Freundschaft zwischen Fremden, die durch gleiche Gesinnungen und andere Umstände, durch jenes unsichtbare Band der Sympathie, durch Wohlwollen und Liebe mit einander verbunden sind, ist oft inniger und fester. Die Gegenwart eines angenehmen geliebten Freundes wirkt sehr wohlthätig auf den Kranken, er freut sich, wenn er ihn nur sieht, er wird beruhigt durch des Freundes Zureden, sein Kummer wird gemildert durch dessen Tröstungen.

Die unangenehmen Gemüthsbewegungen wirken allemal nachtheilig auf den Körper, entweder langsam, zwar unmerklich aber gewiß, oder schnell und heftig.

Dem ruhigen, sich gleichbleibenden heitern Zustande des Gemüthes steht entgegen die verdrießliche, mißmuthige Stimmung desselben, die Unzufriedenheit mit sich, die im höhern Grade als Reue zum Affekt wird, die Unzufrie-

denheit

denheit mit seinem Schicksale, Sorge, heimlicher Kummer, auch die Unzufriedenheit mit andern, Widerwille gegen andere Menschen, stiller Aerger, heimliche Mißgunst, Sehnsucht nach abwesenden geliebten Personen. Diese Stimmung wirkt äußerst nachtheilig auf den Körper, sie verzehrt langsam die Kräfte und schwächt die Nerven. Steigt sie zu einem höhern Grade, so wirkt sie gleich den andern unangenehmen Gemüthsaffekten noch schneller verderblich, unterdrückt oder verzehrt die Lebenskraft, stört die Verrichtungen des Körpers, hindert die Entscheidung der Krankheit und zerrüttet die innere Organisation des Körpers. Dahin gehört vorzüglich die Traurigkeit; sie beugt das Gemüth und benimmt ihm die Kraft, schwächt das Herz und den Umlauf des Blutes, daher in Krankheiten, wo von der kräftigen Mitwirkung des Herzens und der Schlagadern die Heilung der Krankheit zu hoffen ist, dieser Affekt doppelt schädlich wirkt.

Der Schreck verursacht eine plötzliche Erschütterung, die den ganzen Körper so zerrütten kann, daß ein schneller Krampf ihn ergreift; der Mensch fährt zusammen, wird bleich, zittert und verliert das Bewußtseyn. Ein heftiger Schreck kann einen plötzlichen Tod verursachen.

Die Furcht vor einem zukünftigen Uebel wirkt langsamer, aber verursacht auch einen beständigen Krampf, und schwächt die Kraft des Herzens.

Der

Der *Zorn* erregt auf kurze Zeit die Lebensthätigkeit in hohem Grade, entflammt das Blut, reizt heftig die Leber zur häufigen Absonderung der Galle, aber darauf folgt eine Erschlaffung, eine Schwäche, die um so größer ist, jemehr die vorhergegangene Aufwallung den Körper bestürmte, und je schwächlicher und empfindlicher der Mensch schon vorher war. Die Galle ist zu häufig geworden, beschwert den Magen, verdirbt die Verdauung, und oft entsteht Fieber von dem heftigen Tumult im Körper.

Der *Haß* verbittert dem Menschen, der sich ihm überläßt, das Leben, und bewirkt langsam aber anhaltend dasjenige, was der Zorn schnell hervorbringt.

Der *Neid* ist verwandt mit ihm, wirkt gleichfalls wie der Haß, verstimmt das Nervensystem und bereitet dem Körper durch die unregelmäßige Thätigkeit der Leber ein schleichendes Gift, zehrt den Körper zu einem Gerippe ab, das nur noch mit einer schmutzigblassen Haut zogen ist.

Die *Sehnsucht* kann so heftig werden, daß sie als Affekt den Menschen schnell in Krankheit stürzen kann, daher das Heimweh, das ungestüme Verlangen nach dem Vaterlande, bei der Hoffnungslosigkeit dieses Verlangen befriedigen zu können, welches schon viele Menschen aufgerieben hat.

Die *Langeweile*, eine Tochter des Müssiggangs und die Mutter der Grillen, erstickt die

besten

besten Kräfte und wirkt wohl vorzüglich dadurch, daß durch Mangel an zweckmäßiger und hinlänglicher Beschäftigung des Gemüths, die Empfindlichkeit der Nerven nicht etwas abgestümpft wird, sondern sich anhäuft, und zur krankhaften Ueberspannung wird, woraus Verdrüßlichkeit, Hypochondrie und üble Laune folgen muß. Auch die Thätigkeit des Herzens leidet darunter, der Blutumlauf und die von ihm abhängige Lebhaftigkeit der übrigen Verrichtungen des Körpers wird träger und langsamer; daher das Gähnen, von dem der Lunge lästigen zu langsamen Wechsel des Blutes in derselben.

Drittes Kapitel.

Einige Regeln zur Erhaltung der für den Kranken vortheilhaften Gemüthsstimmung.

Da die ruhige heitere Stimmung des Gemüthes und der mäßige angenehme Affekt so heilsam auf den Körper wirken, so müssen sie ungemein viel zur Genesung des Kranken beitragen; so wie die mißmuthige Stimmung und die unangenehmen Affekte des Gemüths verderblich für den Körper wirken, und theils für sich allein schon gefährliche Krankheiten erregen, theils die schon vorhandenen noch verschlimmern, die schon beinah entfernten wieder zurückrufen, die Genesung verzögern und oft ganz vereiteln können.

Es ist daher von der größten Wichtigkeit, die gehörige Sorgfalt anzuwenden, daß der Kranke sich immer in einem solchem Zustande des Gemüthes befinde, durch welchen seine Heilung nicht allein nicht erschwert, sondern auch erleichtert werde.

Im Anfange hitziger Krankheiten, wenn der Aufruhr im Körper groß, die Erregung heftig ist, muß man die möglichste Ruhe des Gemüths zu erhalten suchen.

Im weitern Verlaufe, wenn der heftige gereizte Zustand nachläßt, wenn allmählich Schwäche eintritt, oder die Krankheit von Schwäche herrührt, muß immer eine gleichmüthige heitere Stimmung erhalten werden. Wirkt die Schwäche des Körpers schon drückender auf das Gemüth, so daß der Kranke niedergeschlagen und verzagt wird, so muß man durch angenehme Affekte es zu reizen und zu erheben suchen, um dem Krankheitseinfluß entgegen zu arbeiten. Bei großer Schwäche muß man wohl unterscheiden, ob der Kranke empfindlich und reizbar dabei ist, in diesem Falle muß man auch nur durch sanfte, aber anhaltend und steigend auf ihn einwirkende angenehme Gemüthsbewegungen ihn zu erfreuen suchen; eine plötzliche und sehr starke Freude hingegen könnte ihn tödtlich erschüttern. Ist aber der Kranke bei seiner großen Schwäche auch empfindlich, macht nichts so leicht Eindruck auf ihn, so kann er schon stärkere Affekte, z. B. eine freudige Ueberraschung vertragen.

Bei

Bei langwierigen Krankheiten ist es vorzüglich nothwendig, daß beständige heitere Stimmung unterhalten, und das Gemüth von einer Zeit zur andern durch Einwirkung angenehmer Affekte erquickt und aufgeregt werde.

Alles was die ruhige Stimmung in die unzufriedene verwandeln, oder gar den Kranken durch Erregung unangenehmer Affekte bestürmen könnte, muß vermieden oder entfernt werden. Die Krankheit selbst ist freilich eine beständige Veranlassung zur traurigen Gemüthsstimmung. Das Gefühl der Schmerzen, die Furcht vor dem langen Krankenlager und dem ungewissen Ausgang der Krankheit, peinigt den Kranken und verjagt jeden heitern Gedanken. Ganz kann nun dieß natürlich nicht abgeändert werden, und das Meiste kommt auf die Gemüthsanlage und den Charakter des Kranken selbst an. Wie sein Gemüth in gesunden Tagen war, so wird es sich auch in der Krankheit zeigen. Wer eine starke Vernunft, viel Verstand viel Religiosität besitzt, wird sich eher über die niederdrückende Gewalt der Krankheit erheben, als wer auf einer geringeren Stufe der Geistesbildung sich befindet, und über welchen die Sinnlichkeit noch volle Herrschaft hat. Man muß daher jene Eigenschaften der Seele zu erwecken und zu stärken suchen, man muß durch Zureden und Vorstellungen die Vernunft des Kranken dahin zu bringen suchen, daß er die Krankheit für kein größeres

 Uebel,

Uebel, als sie einmal ist, ansehe, sich nicht durch falsche oder übertriebene Vorstellungen ängstige, ja man nehme noch die Religion zu Hülfe, um ihm das Leben in seinem wahren Werthe und vom richtigen Gesichtspunkte zu zeigen. Man leite den Verstand des Kranken auf die Vortheile und Nothwendigkeit der Geduld und Gelassenheit, man suche auf alle Weise die Hoffnung der Genesung in ihm anzufachen und zu unterhalten, mahle ihm lebhaft die Aussicht auf bessere Zeiten vor. Die Furcht vor dem Tode peiniget manche Kranke am meisten, und sie ertragen alles geduldig, wenn sie nur glauben, das Leben als Beute aus der Krankheit bringen zu können. Es ist wahr, die Liebe zum Leben ist uns tief in die Brust eingepflanzet, ist innig mit unserer ganzen Natur verwebt. Wir genießen es in den Zeiten der Ruhe, ohne den Werth desselben zu schätzen; kaum droht ihm eine Gefahr, so erwacht mächtig die Liebe in ihm, und der Mensch zittert, wenn er es hingeben soll. Es gehört schon eine nicht gemeine Stärke des Geistes dazu, um mit vollem Bewustseyn bei der Aussicht des Todes sich mit Standhaftigkeit darein zu ergeben. Indessen muß man, um diese so natürliche Furcht zu mildern, folgende Gründe zu Hülfe nehmen. 1) Sehr viel hilft ein vorhergegangenes tugendhaftes Leben, ein gutes Gewissen. 2) In gesunden Tagen suche man sich mit dem Gedanken des Todes bekannt und selbst vertraut zu machen; ein Schicksal, das uns von dem Eintritt in das Leben

ben an auf der Ferse folgt und uns Alle gewiß einmal, sey es früher oder später, einholt, ein solches Schicksal sollte uns nicht mehr schrecklich vorkommen, der Gedanke an dasselbe sollte unsere Ruhe nicht mehr stören können. 3) Die Vernunft im Bunde mit der Religion muß den Glauben befestigen, daß der Ausgang aus diesem Leben ja nur ein Uebergang in ein anderes, in ein besseres Leben sey. 4) Der Tod selbst ist nicht so schrecklich, als ihn die meisten Menschen sich vorstellen; er ist der Engel, der Bote jenes Lebens. Von dem Sterben selbst fühlt unter tausend Menschen vielleicht kaum einer wirklich etwas, denn die Lebenskraft wird immer schwächer, das Gefühl nimmt ab, das Bewustseyn verliert sich, die Bande zwischen Seele und Leib werden lockerer, der Einfluß beider auf einander immer schwächer. Die Krämpfe mancher Sterbenden, das Röcheln der Brust, die Verzerrungen des Gesichts und alle die mancherlei Erscheinungen, die den Umstehenden schrecklich vorkommen, sind mechanische Bewegungen, Zuckungen der Muskeln, das Spiel des Organismus, von denen der Kranke nichts mehr weiß, und nichts mehr fühlt Aber auch bei Menschen welche mit vollem Bewustseyn sterben, hat man den deutlichsten Beweiß, daß der Tod nicht schmerzhaft sey. Wie ruhig schlafen sie ein, wie geduldig, wie heiter sehen sie ihrer Erlösung entgegen! — In langwierigen Krankheiten verhindert oft der stete Gedanke an die Krankheit, und das Gefühl der Schmerzen,

alle

alle Heiterkeit. Man muß dann suchen, die Aufmerksamkeit der Kranken auf andere Gegenstände zu heften, wobei er auf kurze Zeit doch Erleichterung fühlt. Durch angenehme Eindrükke auf die Sinne, vorzüglich durch Musik, schwäche man die Aufmerksamkeit auf die Krankheit, lindere das Gefühl der Schmerzen. Man sollte die Musik mehr benutzen, um die Kranken zu beruhigen, zu zerstreuen und aufzuheitern, es würde gewiß von den wohlthätigsten Folgen für sie seyn. Sie ergreift mit unwiderstehlicher Kraft das Gemüth des Menschen, beruhigt seine Stürme, beschäftigt seine Aufmerksamkeit, zieht den Kranken von dem beständigen Wiederkäuen seiner gewohnten Ideen, Gedanken und Grillen ab, zaubert ihn in eine andere Welt und versetzt ihn mitten im Strome seiner Leiden auf eine Insel des sanften Entzückens. —

Um dem Kranken alle unangenehme Bewegungen des Gemüthes so viel als möglich zu ersparen, ist es nöthig, auf manche Dinge vorzüglich zu merken, die außer den unvermeidlichen Uebeln, welche einmal die Krankheit mit sich führt, ihn noch beunruhigen könnten.

1. Alle Geschäfte müssen sogleich von dem Kranken entfernt bleiben. Von Berufsgeschäften außer dem Hause versteht sich dieß von selbst, so bald die Krankheit ihn im Zimmer oder im Bette zu bleiben nöthigt. Aber auch jede andere Arbeit, die nur im geringsten Anstrengung erfor-

fordert, muß unterbleiben. In fieberhaften Krankheiten ist der Kranke der Ruhe benöthigt, und das Gemüth muß ganz frei bleiben von jedem beunruhigenden Gedanken. Mancherlei unangenehme Erinnerungen sind doch bei den Berufsgeschäften nicht zu vermeiden, die dem Kranken schaden würden. Anstrengungen der Seele mit Kopfarbeiten sind in jeder Krankheit verboten, hingegen können in langwierigen Krankheiten leichtere mechanische Beschäftigungen, die nichts unangenehmes mit sich führen, eher vorgenommen werden, weil sie dem Kranken zur Unterhaltung und Zerstreuung dienen. Von Frauenzimmern entferne man während ihrer Krankheit alle Wirthschafsgeschäfte, denn manche verdrießliche Vorfälle lassen sich auch hierbei gar nicht vermeiden. Es darf daher nichts vor sie gebracht werden, sondern man beruhige ihre Sorge darum dadurch, daß man einer Person zu welcher sie Vertrauen hat, Alles übergiebt. Ueberhaupt suche man auch bei jedem Geschäftsmanne die Sorge, welche ihm seine Berufsgeschäfte machen, dadurch zu erleichtern, daß man so viel als möglich Veranstaltung treffe, daß alles seinen Gang fortgehe, und die nothwendigen Geschäfte besorgt werden.

2. Man vermeide alles, was den Kranken in Rücksicht seiner Krankheit selbst beunruhigen könnte. Man mache seine Krankheit nicht gefährlicher, als sie an sich ist, oder wenn sie auch ge-

gefährlich ist, so lasse man es doch den Kranken nicht merken. Jede bedenkliche Aeußerung, jede ängstliche Miene muß vermieden werden. Man äußere z. B. nicht seine Mitleidsbezeugungen auf eine übertriebene oder übereilte Art, man hüte sich vor den unüberlegten Aeußerungen: ei, wie Sie elend aussehen, wie Sie verfallen sind, u. s. w. Ja, manche unter den gemeinen Leuten sagen sogar dem Kranken ins Gesicht, er werde dießmal wohl schwerlich aufkommen! — Solche Aeußerungen müssen ja nothwendig den Kranken auf das heftigste erschrecken und erschüttern, sie müssen unausbleiblichen Schaden stiften, und können den Tod des Kranken befördern. Jedes bedenkliche Urtheil in Ansehung der Krankheit, das Berathschlagen über sie, muß von dem Krankenbette entfernt bleiben; überhaupt kann niemand außer dem Arzte ein Urtheil über den Kranken fällen. Hat man den Arzt nach dessen Besuche etwa zur Thüre hinausbegleitet und mit ihm ins Geheim gesprochen, so komme man nicht mit einem betrübten Gesichte wieder zu dem Kranken zurück, selbst wenn der Arzt es für gut befunden hätte, den Angehörigen einen Wink über die Gefahr der Krankheit zu geben. Der besorgte Kranke merkt auf alles, selbst auf die Mienen des Arztes und des Krankenwärters, und zieht Schlüsse daraus. Alles heimliche Reden muß durchaus im Krankenzimmer unterbleiben, denn auch das Flüstern macht den Kranken aufmerksam, mißtrauisch, bedenklich und bekümmert.

3. Da

3. Da es nöthig ist, daß dem Kranken jede unangenehme oder auch überhaupt zu heftige Bewegung des Gemüths erspart werde, so darf man auch keine unbekannten, fremden Personen zu ihm lassen, deren Anblick ihn vielleicht erschrecken oder durch unerwartete Freude erschüttern könnte. Eben so ist es rathsam, daß man ihm keine Briefe einhändige, die nicht vorher von einem Freunde des Kranken, zu dem er das Zutrauen hat, erst durchgelesen worden sind, ob nichts, was den Kranken erschrecken könnte, darinne stehe; außerdem hebe man sie lieber auf, bis zu seiner Genesung.

4. Die gewöhnlichen Höflichkeits-Besuche sind für die Kranken eine wahre Plage. So lange die Krankheit noch in der Zunahme oder in der heftigsten Periode ist, legen sie ihnen einen Zwang auf, der ihnen sehr beschwerlich, oft wirklich nachtheilig ist. Jeder Kranke muß durchaus ganz frei, von allem beengenden Zwang der Zeremonien, des Herkommens und der sogenannten Schicklichkeit los gesprochen seyn. Die häufigen Besuche stören die Stille und Ruhe des Krankenzimmers, das Plaudern unter einander, das Kommen und Gehen, die Komplimente verursachen oft sehr zur Unzeit ein starkes, dem Kranken widriges Geräusch, die Erzählungen von der Krankheit erinnern den Kranken immer wieder von neuem an seine ausgestandenen Leiden; zuweilen werden Sachen erzählt, welche dem Kranken höchst unangenehm

nehm sind, die seine Gemüthsruhe stören. Manche der Besuchenden haben auch nicht Ueberlegung genug, um alles zu vermeiden, was den Kranken betrüben, ärgern, oder erschrecken könnte. Auch für seine körperliche Krankheit ist es nachtheilig, denn oft fühlt er ein natürliches Bedürfniß, dieß kann er nicht befriedigen, denn — es ist Besuch da, vor dem man sich scheuen muß, und dieser Besuch wird wieder von einem andern abgelöst, so daß der Kranke oft mehrere Stunden lang nicht eine Minute allein und ungestört ist. Oft hält der Besuch den Kranken vom Schlafe ab, der ihm doch so heilsam und nöthig wäre, da er nicht schlafen kann, wenn er will, sondern jede Stunde der Ruhe benutzen muß, wie sie kommt. Auch ist es in Rücksicht der gesunden und reinen Luft nicht gut, wenn zu viele Menschen im Zimmer sind. Möchten doch diese überlästigen Besucher und Besucherinnen überlegen, wenn Ueberlegung ihre Sache wäre, wie sie durch eine so leere Höflichkeit dem Kranken so überaus vieles Ungemach verursachen; möchten sie doch von dem mit vielem Wortgepränge bezeugtem oder vielmehr geheucheltem Mitleid nur den zehnten Theil wirklich fühlen, so würden sie nicht durch ihre Besuche die Leiden des armen Kranken noch vermehren, durch Besuche die doch, man weiß es ja, bei den Allermeisten blos kalte Höflichkeit oder Neugierde zur Ursache haben. In kleinern Städten, wo es vorzüglich noch zur Etikette gehört, sich gegenseitig mit Höflichkeit zu peinigen, ist dieses Uebel am

stärk-

stärksten eingerissen. Vom Morgen an bis zum Abend kommen Besuche; Jeder hält es für Schuldigkeit, seine Achtung und den Antheil, den er an dem Schicksale des Kranken nimmt, dadurch zu beweisen, daß er ihm eine halbe wohl auch eine ganze Stunde, beschwerlich fällt. Dagegen wenn der Kranke besser wird, wenn er es gerne sähe, daß zur Unterhaltung zuweilen Einer oder der Andere ihn besuchte, dann kommt Niemand mehr, und man überläßt ihn der Langeweile. Wäre es nicht vernünftiger und für den Kranken vortheilhafter, wenn man endlich einmal diese lästige Zeremonie abschaffte? Aber dieß wird sehr schwer halten, besonders beim weiblichen Geschlechte, das sich von den Fesseln der kleinlichen Etikette und der Neugierde am schwersten losmachen kann. Manche Kranken selbst würden es vielleicht übel nehmen, wenn sie nicht besucht würden, und legten es demjenigen für Mangel an Achtung und Theilnahme aus, der eine Ausnahme machen wollte. Es ist daher rathsamer, daß vor der Krankenstube eine Tafel aufgehängt werde, auf welcher man an jedem Morgen das Befinden des Kranken mit wenigen Worten anzeigen kann. Jeder Freund oder Klient des Kranken schickt oder geht selbst hin, um daran sich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen und seinen Namen dabei zu bemerken. Aus dieser Liste von Besuchenden kann dann der Kranke diejenigen auswählen, welche er vielleicht gerne sehen oder länger sprechen möchte, wenn es die Umstän-

de

de beider erlauben. Auf diese Weise verschafft man dem Kranken die Erquickung, welche ihm der Zuspruch wahrer Freunde, geliebter Personen verschafft, ohne daß seine Gemüthsruhe und Heiterkeit durch den Anblick widriger, beschwerlicher Menschen gestört wird; er hat täglich eine angenehme Unterhaltung, ohne die Beschwerden jener ihm Zwang anlegenden Besuche erdulden zu müssen. Immer aber denke Jeder, der einen Kranken besucht, darauf, seine Besuche kurz zu machen und sich, ohne besondere ausdrückliche Aufforderung von Seiten des Kranken, nicht länger als eine Viertel- höchstens eine halbe Stunde aufzuhalten.

5. In Ansehung der Neuigkeiten, welche man dem Kranken, oder doch Andern in seiner Gegenwart, so daß er es mit anhören muß, erzählet, sey man sehr vorsichtig. Manches erschüttert den Kranken, was den Gesunden kaum rührt. Die Erzählung von Todesfällen versetzt ihn in traurige Stimmung, und wenn vollends jene Verstorbenen eine ähnliche Krankheit hatten, so erfüllt ihn eine solche Nachricht mit Furcht und Schrecken. Daher ist das Glockenläuten bei dem Begräbniß zu den Zeiten einer Epidemie höchst nachtheilig, und befördert bei manchen Kranken den Tod durch die Erregung jener schädlichen Gemüthserschütterung.

6. Das Krankenzimmer muß Jedem heilig seyn, der es betritt. Es darf kein Versammlungsort für Andere zur Unterhaltung seyn, oder um

einander da zu treffen, keine Tabagie. Die Anwesenden dürfen nicht mit einander streiten, vielweniger darf eine förmliche Zänkerei da vorfallen.

7. Man schone besonders bei weiblichen Kranken der Schamhaftigkeit derselben in allen Stücken; selbst da, wo man es für übertrieben hält, gebe man nach und hüte sich, der Kranken Verdruß zu machen.

Bei Abstattung des Berichtes an den Arzt erzähle man diesem lieber allein, was er wissen muß, ohne daß die zarte Schamhaftigkeit der Kranken in Verlegenheit gesetzt werde.

8. Den Kranken behandle man immer mit Sanfmuth und Liebe. Fühlt er vielleicht selbst über eins oder das Andere Reue, so hüte man sich ja, ihm noch Vorwürfe zu machen. So ist es z. B. nicht selten, dem Kranken vorzuwerfen, er sey an seiner Krankheit selbst Schuld. Dieß hilft zu nichts, wenn es auch wahr wäre, und erschwert dem Kranken seine Leiden.

9. Nervenkranke sind besonders sehr empfindlich, und bei ihnen ist die genaueste Aufmerksamkeit nöthig. Sie müssen besonders mit der zartesten Schonung behandelt werden, wenn man ihnen nicht täglich und stündlich ein unangenehmes Gefühl verursachen will.

Auszehrende, Hypochondristen, hysterische Frauenzimmer sind auf eine ganz eigene Weise zu behandeln. Man gebe ihnen nach, widerspreche so wenig als möglich ihren Grillen. Man hüte

sich aber auch, die beständigen Klagen hypochondrischer Kranken für bloße Einbildung zu halten, deren man nicht mehr zu achten brauche, weil man sie gewohnt wird. Sie fühlen wirklich alles was sie klagen, und alle Beschwerden ihres Körpers greifen sie um so mehr an, weil ihre Nerven so äußerst empfindlich sind.

Auch Wiedergenesene sind noch lange nach ihrer Krankheit empfindlicher, als gesunde und starke Personen. Man schone sie also, behandle sie sanft, suche allen Verdruß und Aerger, überhaupt alle unangenehme oder zu heftige Affekte von ihnen entfernt zu halten.

10. Um die Langeweile von den Kranken zu entfernen, und sie von dem beständigen Gefühl ihrer Lage abzuziehen, auch zuweilen eine Stunde mit Lebensfreude zu würzen, suche man sie angenehm zu unterhalten. Der Musik ist schon Erwähnung geschehen; sie verdient vorzüglich hier einen Platz. Auch ist das Vorlesen unterhaltender Bücher zu empfehlen. Diese müssen natürlich der Fassungskraft und der Bildung des Kranken angemessen seyn. Bei Manchen ist ein geistreiches Buch, bei Andern eine leichte Erzählung, Reisebeschreibungen, lustige Anekdoten, die Zeitung, das Vorlesen leichtfaßlicher, erbaulicher Schriften, Gedichte, Lieder, anzuwenden. Nur vermeide man die empfindsamen Romane, solche die die Leidenschaften erregen, und das Gemüth in nachtheilige Spannung versetzen. Spiele sind

für

für langwierig Kranke oder Wiedergenesende in der Regel nicht zu rathen, weil sie das Gemüth in eine leidenschaftliche Bewegung versetzen, und zu wirklichen Ausbrüchen schädlicher Affekte Veranlassung geben können. Eher ist es zu rathen, daß der Rekonvaleszent Andern, die ein ihm bekanntes Spiel spielen, zusehe, welches ihm Unterhaltung verschafft, ohne daß er dabei in zu lebhafte Theilnahme geräth.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

M
8

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Greiner, Georg F.

Anleitung zur allgemeinen Krankenpflege ein Handbuch für Krankenwärter

Eisenberg 1809

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Med.829
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11106792-8